Sonntag, den 23. Oktober 1927

Opłata pocztowa uiszczona ryczałtem

Einzelnummer 30 Groschen

Lodzer Volkszeitung

Nr. 291. Die „Lodzer Volkszeitung" erscheint täglich morgens. An den Sonntagen wird die reichhaltig illustrierte Beilage „Volk und Zeit" beigegeben. **Abonnementspreis:** monatlich mit Zustellung ins Haus und durch die Post Zl. 4.20, wöchentlich Zl. 1.05; **Ausland:** monatlich Zl. 6.—, jährlich Zl. 72.—. Einzelnummer 20 Groschen, Sonntags 30 Groschen.

Schriftleitung und Geschäftsstelle:
Lodz, Petrikauer 109
Hof, links.
Tel. 36-90. Postscheckkonto 63.508
Geschäftsstunden von 7 Uhr früh bis 7 Uhr abends.
Sprechstunden des Schriftleiters täglich von 1.30 bis 2.30.

Anzeigenpreise: Die siebengespaltene Millimeterzeile 12 Groschen, im Text die dreigespaltene Millimeterzeile 40 Groschen. Stellengesuche 50 Prozent, Stellenangebote 25 Prozent Rabatt. Vereinsnotizen und Ankündigungen im Text für die Druckzeile 50 Groschen; falls diesbezügliche Anzeige aufgegeben — gratis. Für das Ausland 100 Prozent Zuschlag.

5. Jahrg.

Vertreter in den Nachbarstädten zur Entgegennahme von Abonnements und Anzeigen: **Alexandrow:** W. Rösner, Parzęczewska 16; **Bialystok:** B. Schwalbe, Stoleczna 43; **Konstantynow** F. W. Modrow, Plac Wolnosci 38; **Ozorkow:** Amalie Richter, Neustadt 505; **Pabianice:** Julius Walta, Sienkiewicza 8; **Tomaschow:** Richard Wagner, Bahnstraße 68; **Zdunska-Wola** Johann Mühl, Szadkowska 21; **Zgierz:** Eduard Stranz, Rynek Kilinskiego 13; **Zyrardow:** Otto Schmidt, Hiellego 20.

Neue Kämpfe in Rußland.

Die inneren Kämpfe innerhalb des russischen Bolschewismus sind in den letzten Tagen überaus verschärft worden. Die Verschärfung der Gegensätze geht auf die schwere psychische Erschütterung zurück, in die die Ssowjetunion vorübergehend durch den Bruch mit England gestürzt worden ist. Als England die Beziehungen zur Ssowjetunion abbrach, hegte man in der Ssowjetunion zunächst übertriebene Befürchtungen: viele glaubten, daß dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen sehr bald die Kriegserklärung folgen werde. Rußland erlebte damals einige Wochen der Kriegspanik. Die Bauern begannen, Salz zusammenzukaufen. In den Städten wurden Lebensmittel gehamstert. Der Kurs des Dollars stieg weit über die Parität. Die Kriegspanik ermutigte die weiße monarchistische Reaktion zu einigen terroristischen Attentaten. Aber auch die bürgerliche Intelligenz, besonders an den Universitäten, wagte es plötzlich, ihre oppositionelle Stimmung zu demonstrieren, und in der Ukraine und in Georgien zeigten sich bedenkliche Anzeichen des Erstarkens der nationalistischen Opposition. Die Ssowjetunion antwortete auf alle diese bedrohlichen Anzeichen mit der plötzlichen Wiederbelebung des Terrors. In dieser Atmosphäre der Unruhe entfaltete auch die Opposition eine verstärkte Tätigkeit. Trotzki sprach offen davon, daß im Falle eines Krieges die Herrschaft der Stalin-Bucharin-Gruppe die größte Gefahr für die Revolution wäre. Im Kriegsfall müsse die revolutionärste Gruppe, deren Energie allein das Land zum Siege führen könne, die schwächliche herrschende Gruppe stürzen, so wie in der Kriegszeit Clemenceau seine allzu schwächlichen, allzu weichen Vorgänger, die den Sieg nicht zu organisieren vermochten, gestürzt hat. Dieser „Clemenceauismus" rief die größte Beunruhigung und Erbitterung der herrschenden Gruppe hervor.

Es ist der Gegensatz zweier Generationen, der die russische bolschewistische Partei zu spalten droht. Die Opposition — das sind alte Revolutionäre, die alten Verschwörer und Kämpfer, die sich in die Notwendigkeiten der nüchternen, langsamen Aufbauarbeit, der unvermeidlichen täglichen Kompromisse der Idee mit der unerbittlichen Wirklichkeit nicht zu finden vermögen, Die Herrschenden — das sind die Männer dieser Kompromisse, die Männer der Aufbauarbeit. Der Gegensatz zeigt sich am deutlichsten in der Stellung zur Bauernschaft. Die Opposition predigt den Kampf gegen den Kulak, den Großbauern; die Regierung kann die Wiederherstellung und Entwicklung der großbäuerlichen Wirtschaft nicht stören, weil ja nur sie Lebensmittelüberschüsse für die Städte abgeben kann. Die Opposition fordert: Kredite nur den Klein- und Mittelbauern, nicht den Dorfbourgeois; aber die Führer der staatlichen Kreditorganisation geben lieber dem zahlungsfähigen Großbauern Kredit, als dem armen Habenichts, bei dem das Geld gefährdet wäre. Die Opposition beschuldigt die Regierung, daß sie immer mehr zu einer Regierung der Kulaken, der Dorfbourgeoisie, werde; die Regierung beschuldigt die Opposition, daß sie das Bündnis des Proletariats mit der Bauernschaft und damit die Existenz der Diktatur gefährde. Könnten beide den Kampf der Entscheidung der breiten Volksmassen unterwerfen, so würden diese unzweifelhaft für die wirtschaftliche Realpolitik der Regierung gegen die revolutionären Utopien der Opposition entscheiden. Da sich aber der Kampf unter den Bedingungen der Diktatur vollzieht, so ist die Sympathie sehr breiter Volksschichten, die nichts weniger als seine utopistische Wirtschaftspolitik wünschen, trotzdem bei Trotzki, nur weil er der Regierung gegenüber das Recht auf Opposition, das Recht auf das freie Wort, vertritt. So verzerrt die Diktatur den Kampf: gerade weil Trotzki, der Sieger des Oktober, der Mann von Brest-Litowsk, der Organisator der siegreichen Kämpfe der Roten Armee, seine Anhänger nur in Geheimorganisationen vereinigen und seine Ansichten nur in Flugblättern, die in Geheimdruckereien hergestellt werden, verbreiten kann, gerade deshalb wird sein

Die Sphinx Regierung.

Was beabsichtigt die Regierung gegenüber dem Sejm zu tun?

Mit der für den 31. Oktobber zu erwartenden Einberufung der ordentlichen Budgetsession des Sejm und der vier Wochen darauf, am 28. November, zu Ende gehenden Sejmkadenz wirft sich die Frage auf: Wird die Regierung dem gegenwärtigen Sejm die Budgetberatungen zu Ende führen lassen oder aber wird sie ihn am Ende der Kadenz auflösen?

Nach der gegenwärtig in Regierungskreisen herrschenden Stimmung zu urteilen, will die Regierung während der Budgetberatungen sich den Schein geben, als ob sie mit dem Sejm in Frieden leben wolle. So sollen die einzelnen Minister beauftragt worden sein, die während der vor kurzem geschlossenen außerordentlichen Session eingebrachten Interpellationen sofort nach Beginn der Budgetsession zu beantworten. (Es wäre dies eine bedeutende Kapitulation der Regierung, da sich, wie erinnerlich, Innenminister Skladkowski seinerzeit auf den Standpunkt gestellt hat, daß Interpellationen aus einer vorherigen Session nicht beantwortet zu werden brauchen). Weiter soll der Finanzminister Czechowicz in der ersten Sitzung der kommenden Budgettagung ein großes Exposé über die wirtschaftliche und finanzielle Lage des Staates sowie über die Entwicklung der Wirtschaft in den letzten Monaten halten.

Doch will die Regierung dies nur deswegen tun, weil sie den Sejm zur Beschließung des Budgets braucht und dadurch, wie schon erwähnt, auch den Schein erwecken will, daß sie ihrerseits den guten Willen gezeigt habe, noch von diesem Sejm das Budget beschließen zu lassen.

Die Regierung weiß es ganz genau, daß wenn das Budget der Kommission zur Beratung überwiesen werden wird, das Sejmplenum die während der einzigen Sitzung der verflossenen außerordentlichen Tagung eingebrachten Anträge zur Beratung stellen wird. Es handelt sich hierbei bekanntlich um eine ganze Kollektion für die Pilsudski-Regierung nicht gerade schmeichelhafter Dokumente. So ist zunächst der Endecja Antrag auf Zurückziehung des Vollmachtengesetzes für die Regierung, die Mißtrauensanträge gegen den Unterrichtsminister Dobrucki, Postminister Miedzinski (Telephonzähler) sowie gegen die gesamte Regierung, die Anfrage in Sachen der Zagurski-Affäre usw. Hierzu wird sich noch ein Mißtrauensantrag gegen den Innenminister Skladkowski gesellen, den die Endecja wegen der Posener Vorfälle einbringen will.

Und wenn der Sejm dann auf sein Recht, die Anträge zu behandeln, bestehen sollte, wird die Regierung sich in den Mantel der Scheinheiligkeit hüllen und erklären, daß sie gewillt war, mit dem Sejm in der Frage des Budgets für 1928/29 zusammen zu arbeiten, doch habe dies der Sejm durch seine regierungsfeindlichen Anträge verhindert. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Regierung in solch einem Falle das Budget zurückzieht und den Sejm schließt. Bis zum Zusammentritt des neuen Sejm könnte dann die Regierung auf Grund des Budgetprovisoriums die Staatsgeschäfte weiterführen und erst dann das Budget diesem Sejm vorlegen.

Ein glänzendes Geschäft, aber nicht für uns.

Ueber einviertel Million Zloty kostet monatlich das Büro des amerikanischen Kontrolleurs.

Vor einigen Tagen ging durch die gesamte polnische Presse die Meldung, auch wir brachten sie, daß die Verschuldung Polens im Vergleich zu anderen Völkern, pro Kopf der Bevölkerung gerechnet, gering sei. Wir bezeichneten dies als einen schwachen Trost, denn die 4¼ Milliarden Zloty an In- und Auslandsschulden bedeuten für unsre darniederliegende Wirtschaft eine schwere Belastung.

Die ganze Hoffnung besteht nun in der Dollaranleihe, die, wie die letzten Meldungen besagen, in Neuyork, London und Stockholm wohl überzeichnet wurde, jedoch erst am Freitag. Von den 72 Millionen Dollar, die emittiert werden, erhält Polen nur 60 Millionen. 12 Millionen gehen auf die Kursdifferenz zwischen dem nominalen und dem Ausgabekurs, sowie auf Provision und Spesen.

Die Zinsen, die Polen zu zahlen hat, betragen ca. 5 000 000 Dollar jährlich. Die Anleihe muß in 33 Jahren getilgt werden. Die jährlichen Tilgungsraten betragen ca. 2 200 000 Dollar, d. h. also, daß Polen den Amerikanern jährlich ca. 64 000 000 Zloty für die Anleihe zu zahlen hat. Ein feines Geschäft!

Hinzu kommen noch die Ausgaben für den amerikanischen Finanzkontrolleur Devey (dessen Tätigkeit und Vollmachten noch ein Buch für sich bilden). Er erhält für seine Schwerarbeit monatlich 2000 Dollar. Aehnlich wie die bekannten Finanzprofessoren Hilton Young und Kemmerer (letzterer hat jetzt sogar noch trotz seiner schweren Bezahlung den Orden „Polonia Restituta" erhalten), braucht der amerikanische Finanzkontrolleur noch ein großes Büro, dessen Kräfte natürlich auch entsprechend besoldet werden müssen. Dieses Büro wird dem polnischen Staat monatlich weitere 28 000 Dollar (250 000 Zl.) kosten.

Da der Hauptlöwenanteil der Anleihe zur Stabilisierung des Zloty verwendet wird, was durch Verordnung des Staatspräsidenten genau geregelt ist, bleiben für produktive Zwecke nur 135 Millionen Zloty übrig, d. h. also weniger als der vierte Teil der Summe, die der Militarismus in Polen allein in einem Jahre verschlingt (ca. 600 Millionen).

Wie die Besserung aussehen wird, über diesen Punkt wollen wir uns mal in einem Jahr unterhalten.

Hoffen wir das Beste und seien wir auf das Schlimmste gefaßt.

Eineinhalb Millionen Zloty hat Lodz gezeichnet.

Gestern um 12.30 Uhr nachmittags wurde in fünf Banken die Subskription der Stabilisierungsanleihe geschlossen. Die Berechnung der gezeichneten Summen wurde unverzüglich vorgenommen, um das Ergebnis morgen nach Warschau melden zu können. Am letzten Tage war der Andrang besonders stark, und zwar auch seitens kleinerer Zeichner. Der letzte Tag brachte 400 tausend Zloty. Insgesamt dürften über anderthalb Millionen Zloty gezeichnet worden sein.

Kampf gegen die Regierung von den Sympathien der kleinbürgerlichen und intellektuellen Gesellschaftsklassen getragen, obwohl ihre Interessen und Wünsche den wirtschafts- und sozialpolitischen Zielen, für die er kämpft, schnurstracks entgegengesetzt sind. Trotzki vertritt im Grunde nicht mehr als die Utopie der Rückkehr zu der vergangenen, überwundenen enthusiastischen Phase der Revolution; aber weil er gegen den Absolutismus der herrschenden Gruppe kämpft, erscheint er vielen als der Wegbereiter einer kommenden, demokratischeren, das diktatorische Monopol der herrschenden Gruppe überwindenden Phase.

Politische Zeitglosse.

Im Zusammenhang mit der Schließung der Session des Sejm und Senats veröffentlicht der „Robotnik" nachstehende Glosse:

Ich habe einen Freund, der als regelrechter Dummkopf gilt.

Es ist noch kein Unglück, wenn irgend jemand einen schwachen Kopf besitzt. Sagt doch mein Freund, daß, wenn es auf der Welt nur Kluge geben würde, dann würden bald alle eines elenden Hungertodes sterben. Die Schwachköpfe sind daher notwendig, auch wenn nur deswegen, um den Hintergrund für die Klugen zu bilden, damit diese sich plastischer hervorheben. Das Unglück liegt jedoch darin, daß mein nicht sehr gescheiter Freund sich mit **Politik** beschäftigt.

Wiederholt habe ich ihm klarzumachen versucht, so ganz vom Herzen:

Zu was für 'n Teufel hast du dich, du vernagelter Dickschädel, zur Politik genommen! Wäre es nicht besser, wenn du dir eine elektrische Mangel, ein Kino oder ein Wurstwarengeschäft angelegt hättest oder aber Herausgeber eines illustrierten Blattes geworden wärest? Warum hast du dich gerade auf die Politik versessen?

Es ist klar, daß mein Freund, wie jeder andere Dummkopf, sich dies nicht erklären ließ.

Gestern heftete er sich an meine Fersen und in einem Cafe umsummte er mich mit seinen Fragen wie eine Schmeißfliege.

— Man hat also doch die Session des Sejm und Senats geschlossen?

— Ja — antwortete ich, um ihn loszuwerden.

— Wieviel Sitzungen hatte der Sejm in der letzten Session?

— Eine und ein kleinwenig darüber.

— Und wieviel Sitzungen hatte der Senat?

— Keine einzige.

— Was ist denn eigentlich eine Session? — hört der Begriffsstutzige nicht auf zu fragen.

Ich suche die aufsteigende Wut zu unterdrücken und antwortete ruhig:

— Eine Session ist eine Reihe von Sitzungen während eines gewissen Zeitabschnittes.

— Welche Session des Senats hat man da geschlossen? — fragt der Dummkopf.

— Die, die man vordem vertagt hatte — verstehst du mich jetzt, du Dickschädel?

— Natürlich verstehe ich. Warum sollte ich nicht verstehen? Welche Session des Senats aber hat man vertagt?

— Die, die man noch vordem einberufen hatte — schreie ich und fühle, daß es mit meiner Selbstbeherrschung bereits schlecht bestellt ist.

— Und wieviel Sitzungen gab es in dieser Session?

— Ich habe dir doch bereits gesagt, nicht eine, nicht eine ein—zi—ge. Verstehst du mich, du verstocktes Rindvieh!...

— Ja, wie konnte man da aber vertagen und schließen...

Ich ließ ihn nicht mehr zu Ende reden. Ich ergriff einen Revolver und jagte ihm sechs Kugeln in den Schädel.

Jetzt hat er schon einen hellen Kopf. Er selbst hat es bestätigt, denn als er verschied, rangen sich von seinen Lippen die Worte:

— **Jetzt verstehe ich wirklich alles...**

Polen steht mit der Sparsamkeit an letzter Stelle in Europa.

Pro Kopf der Bevölkerung kommen nur ca. 15 Zloty Ersparnisse.

In Polen wird demnächst ein Fest der Sparsamkeit besonders feierlich begangen werden. Die Bevölkerung soll zum Sparen erzogen werden, denn Polen steht mit der Sparsamkeit in Europa an letzter Stelle. Die Gesamtsumme der Ersparnisse in Polen beträgt nämlich (nach der letzten Feststellung zur Jahreswende) nur ca. 440 Millionen Zloty. Das heißt in Polen kommen pro Kopf der Bevölkerung nur ca. 15 Zloty Ersparnisse, Frankreich — 217 franz. Frank, Tschechoslowakei — 1000 tschech. Kronen, Deutschland — 50 Mark, Schweiz — 66 schw. Franken.

Soll wirklich Sparsamkeit geübt werden, so müßte die Bevölkerung vor allem mehr dem Fusel und Tabak entsagen. Hierdurch dürften aber wieder die Einnahmen des Staates durch das Spiritus- und Tabakmonopol leiden. Der Teufel wäre dann durch Beelzebub ausgetrieben.

Die polnische Handelsbilanz.

Rückgang der Passivität.

Zu den Meldungen über die Handelsbilanz ist ergänzend mitzuteilen, daß im September 1927 insgesamt eingeführt wurden 316 144 Tonnen im Werte von 218 598 000 Zloty, ausgeführt dagegen 1 651 269 Tonnen im Werte von 205 195 000 Zloty. In Goldfranken umgerechnet betrug der Wert der Einfuhr 126 865 000 Goldfranken, der Wert der Ausfuhr 119 097 000 Goldfranken. Der Passivsaldo der Handelsbilanz beläuft sich demnach auf 13 403 000 Zloty bzw. 7 778 000 Goldfranken. Im Vergleich zu den Angaben für August weist der Wert der Einfuhr einen Rückgang um 2 997 000 Zloty auf. Namentlich hat sich die Einfuhr von Getreide, Zinkerzen, Kunstdünger, Alteisen sowie Jute und Gespinst verringert, dagegen hat die Einfuhr von Speiseölen und -fetten sowie technischen Oelen und Fetten, Reis, gegerbtem Leder, Maschinen, Baumwolle und Geweben eine Steigerung erfahren. Der Wert der Ausfuhr ist um 1 513 000 Goldfranken gesunken.

Größere Aenderungen sind zu verzeichnen bei: Holz, Kunstdünger, Metallen und Metallwaren (hauptsächlich Zink), Heizmaterial sowie Textilwaren. Dagegen hat die Ausfuhr von Lebensmitteln, vor allem Eiern, Hopfen, Gerste und Erbsen sowie Lebendvieh und Samen sich vergrößert.

Die Journalisten bei Bartel.

Der Vizepremier Bartel empfing gestern Delegierte des Journalistensyndikats, die Herren Bazelewski und Zierzynski, die ihm einen Entwurf über die Rechtsverhältnisse im journalistischen Beruf vortrugen, mit der Bitte, diesen Entwurf nach wohlwollender Prüfung als Verordnung des Staatspräsidenten zu erlassen. Der Vizepremier versprach eine **wirklich** wohlwollende Prüfung der Forderungen der Journalisten.

Zum 9. Jahrestage der Wiedererstehung Polens.

Warschau, 22. Oktober (Pat). Anläßlich der am 11. November neunten Wiederkehr des Tages der Erlangung der Unabhängigkeit Polens hat Vizeministerpräsident Bartel an alle Ministerien ein Rundschreiben erlassen, in dem dieselben aufgefordert werden, Anstalten zu treffen, daß dieser Tag feierlich begangen werde. Alle Aemter und Privathäuser sollen beflaggt werden, Umzüge, militärische Paraden, Festgottesdienste, Vorträge usw. sollen an diesem Tage abgehalten werden. Die Staatsbeamten wie auch die Schuljugend sollen befreit werden.

Das „Lager des Großen Polens" auch in Stanislau verboten.

Auf Anordnung des Wojewoden von Stanislau wurde die Organisation des „Lagers des Großen Polens" auf dem Gebiete der Wojewodschaft Stanislau verboten. Wie erinnerlich, wurde dieselbe Organisation erst vor kurzem auch in Lemberg verboten.

Das Urteil im Krakauer Spionageprozeß.

Krakau, 22. Oktober (Pat). In dem seit einigen Tagen hier währenden Prozeß gegen 36 der der Spionage angeklagten Personen, darunter 7 Soldaten, wurde heute das Urteil verlesen. 24 Angeklagte wurfür schuldig befunden und zu Kerkerstrafen von 10 Monaten bis 5 Jahren verurteilt. 12 Personen wurden aus Mangel an Beweisen freigesprochen.

Die Ausweisungsblüten im Wilnagebiet.

Die Ausgewiesenen sitzen im luftleeren Raum.

Die polnische Regierung hat 12 Litauer und Polen über die Demarkationslinie nach Litauen abgeschoben. Die litauische Regierung erklärt, daß sie die Ausgewiesenen nicht aufnimmt, da es sich um polnische Staatsangehörige handele. Die polnische Regierung jedoch hat den Ausgewiesenen im Falle einer eigenmächtigen Rückkehr Gefängnisstrafe bis zu einem Jahre angedroht. Die Ausgewiesenen befinden sich nun zwischen zwei Grenzen und halten sich augenblicklich in einem Dorfe direkt an der Demarkationslinie auf. — Dieser Zustand bildet einen skandalösen Höhepunkt in dem ganzen Ausweisungsstreit und macht einen lächerlichen Eindruck!

Eine englische Ansicht über die deutsch-polnische Grenzziehung.

London, 22. Oktober. Eine kleine Studiengesellschaft liberaler Abgeordneter hat auf Einladung deutscher Kohlen- und Stahlindustrieller dem deutsch-polnischen Grenzgebiet einen Besuch abgestattet, um die industriellen und politischen Verhältnisse in Oberschlesien, Danzig und im Korridorgebiet kennenzulernen. Die Gruppe bestand aus den Abgeordneten Harney, Garro-Jones, Biggins, Dr. Ashton und Mr. Lienfield. Der Abgeordnete Harney meint, der allgemeine Eindruck sei der gewesen, daß im großen und ganzen sehr wenig Unterschied zwischen Deutschland und England in bezug auf Reallohn, Arbeitszeit und Arbeitsbedingungen bestehe. Die Zahl der Arbeitslosen in Deutschland sei proportionell vielleicht etwas größer als in England, die Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer scheinen jedoch in Deutschland zufriedenstellender. Der Besuch Schlesiens, Danzigs und des Korridors habe eine Reihe von **groben Mißständen** der **deutsch-polnischen Grenzregulierung** gezeigt. Nicht nur der Korridor, sondern die Grenzziehung allgemein sei unbefriedigend. Augenscheinlich habe man sich bemüht, die Grenze nicht im Einklang mit den geographischen und ökonomischen Gegebenheiten zu berichtigen, ja man habe sogar die Grenze stets so gelegt, daß sie vom militärischen Standpunkt **gegen Deutschland** und zugunsten Polens verlaufe. Beispielsweise sei die Regelung der Weichsel, auf deren Benutzung die beiden Länder gleichmäßig Anspruch haben, so geschehen, daß Polen jederzeit **die deutsche Seite überfluten** könne. Die Mehrzahl der Weichseldeiche sei ins polnische Gebiet mit einbezogen worden. In weiten polnischen Gebieten in Schlesien sei die Grenze so gezogen, daß sie zwischen den Schächten und den dazu gehörigen Wohnungen der Bergleute und Eisenbahnlinien, die von den Gruben zur Hauptstrecke führen, verlaufe, so daß die Eisenbahnlinien abgebrochen werden mußten und nicht benutzt werden können. Es sei kein Zweifel, daß die heutige Grenzregulierung eine Quelle **ständiger Irritationen** beider Länder sein müsse.

Die deutschen Grubenbesitzer lehnen den Schiedsspruch ab.

Berlin, 22. Oktober (Pat). Die Grubenbesitzer haben heute den amtlichen Schiedsspruch abgelehnt. Die Vertreter der Bergarbeiterverbände dagegen haben nach längerer Beratung beschlossen, den streikenden Bergarbeitern die Annahme des Schiedsspruchs zu empfehlen, da die zugesprochene Summe eine Erhöhung des Lohnes um 11½ Prozent bedeutet. Sollten die Bergarbeiter die Annahme des Schiedsspruches beschließen, so werden die Verbandsleitungen den Arbeitsminister auffordern, den Spruch als für beide Seiten verpflichtend bekanntzugeben.

Keine Krise in Lettland.

Riga, 22. Oktober. Die von der polnischen Presse verbreitete Nachricht, daß die Linkskoalition in Lettland gesprengt sei, entspricht nicht den Tatsachen. Zwar hat der Justizminister seine Dimission eingereicht, ohne daß damit aber der Austritt der Demokraten aus der Regierung vollzogen wäre. Die Frage schwebt noch und dürfte erst in den nächsten Tagen entschieden werden. Die **Mehrheit** für die Ratifizierung des **Rußlandvertrages** ist selbst für den Fall gesichert, daß die Demokraten ausscheiden.

Der Schwarzbart-Prozeß in Paris.

Paris, 21. Oktober (Pat). Zu Beginn des vierten Tages des Schwarzbart-Prozesses stellte der Vertreter der Familie Petljura, Campigny fest, daß bisher kein Nachweis für die Behauptung geführt wurde, der Hetman Petljura habe die Pogrome befohlen. Der Verteidiger Torres: „Es ist nachgewiesen worden, daß die Offiziere Petljuras die Judenverfolgungen organisiert und kommandiert haben. Petljura war Generalissimus. Es hat zu verantworten, was unter seinem Befehl geschehen ist." Campigny: „Ich bleibe dabei, daß seine persönliche Verantwortung nicht bewiesen ist. Was sagt der Angeklagte Schwarzbart dazu?" Schwarzbart: „Ich habe Zolas „Debacle" gelesen. Napoleon III war verantwortlich für das Unglück Frankreichs im Jahre 1870. Petljura ist verantwortlich für das Unglück der Ukrainer. Er war der Teufel!"

Der nächste Zeuge ist der vom Vertreter der Zivilklage geladene ehemalige ukrainische Außenminister und gegenwärtige Professor in Prag Alexis Szulgin. Der Zeuge gibt zu, daß in der Ukraine Pogrome stattgefunden haben, doch seien diese nicht das Werk Petljuras gewesen. Die Pogrome seien keine Judenverfolgungen gewesen, sondern ein bolschewistischer Vernichtungskrieg gegen die ganze Ukraine. Szulgin erklärt zum Schluß, Schwarzbart sei ein Agent der Tscheka und habe auf Befehl Moskaus gehandelt. Es sagen sodann noch der General Wdowiczenko und Szumicki, ehem. Mitglied des ukrainischen Volksrates aus. General Wdowieczenko wurde von der Verteidigung zur Last gelegt, daß seine Armee die Judenpogrome in Orinin, Scharogrod, Zamiechow und Pieszczanka veranstaltet habe. Er bestreitet dies jedoch und erklärt, daß die gesamte Bevölkerung unter den mit den Bolschewiken ausgetragenen Kämpfen gelitten habe. Zeuge Szumicki erklärt, daß kurz vor dem Tode Petljuras er von Unbekannten verfolgt worden wäre, die ihm wahrscheinlich für Petljura hielten.

Kurze Nachrichten.

Zehn blinde Schiffspassagiere fast verhungert. In Nizza hat man auf einem aus Algier ankommenden Dampfer zehn halb verhungerte Araber entdeckt, die mit Hilfe eines Matrosen, dem sie 5000 Francs gezahlt hatten, nach Frankreich verschifft worden waren. Der Matrose hatte sie unterwegs ohne jede Nahrung gelassen. Er wurde festgenommen.

Die heilige Therese und ihr Widerspiel.

Von Maria Lazar.

Nichts ist charakteristischer für ein Zeitalter als die Helden, die es verehrt. So ist es auch kein Wunder, während das Bauernmädchen von Konnersreuth mit blutenden Händen in ihrer Kammer liegt und blutige Tränen weint, ein andres Mädchen, ein elegantes smartes Mädchen aus Neuyork, es mit dem Wunder eines Ozeanfluges versucht.

Therese Neumann und Ruth Elder sind Zeitgenossinnen. Sie sind in diesem Herbst sicher die berühmtesten Frauen der Welt. Und ihr Ruhm ist ein getreues Spiegelbild dieser Welt. Der Flugplatz von Neuyork und das kleine Nest im Bayrischen Walde liegen weit auseinander. Und die Lebenswege der Bäuerin mit der Heugabel und der Amerikanerin mit dem Lippenstift laufen weit auseinander.

Das scheint aber nur so auf den ersten Blick. Sieht man näher hin, so merkt man, daß das Schicksal dieser beiden Frauen, dieser Heldinnen des Jahres 1927, wie durch einen zähen Kitt miteinander verschmolzen ist. Und dieser Kitt ist ihr Publikum. Sie haben nämlich das gleiche Pulikum.

Die Leiden der heiligen Therese haben mit dem Christentum so wenig zu tun wie die Tollkühnheit der flotten Ruth Elder mit der wissenschaftlichen Aviatik. Daß ein Flug über den Ozean einstweilen noch ein Wunder ist, haben die vielen Todesfälle, die ähnliche Versuche in diesem Jahre gefordert haben, zur Genüge bewiesen. Man weiß auch nicht einmal, ob Miß Elder eine besonders gute Fliegerin ist, sie fliegt mit einem Piloten, der bei diesem Weltschauspiel bloß die traurige Rolle eines Statisten bekommen hat, und im übrigen weiß man von ihr nur, daß sie mit einer Bibel und einer Glückspuppe bewaffnet das Flugzeug bestieg. Wenn also ihr Unterfangen die Leute in Amerika und Europa in atemlose Erregung zu versetzen vermochte, so war es nicht die technisch-sportliche Leistung, die diese Erregung verursachte, sondern die Sensation einer irrsinnigen Lebensgefahr, der diese schöne junge Frau sich ausgesetzt hat. Und auch bei der Therese Neumann sind es nicht die frommen Christen, die in endlosen Zügen zu ihrem Leidensbett vorbeidefilieren und aus Konnersreuth bald einen größeren Kurort mit Hotelbetrieb gemacht haben werden, sondern wieder nur die ewigen Zuschauer der Menschheit, die sich an der Sensation des leidenden Verhungerns ergötzen. Die beiden Heldinnen, die Magd und das Girl, jede verfangen in den Netzen ihrer Religion, die eine im mittelalterlichen Katholizismus, die andre im rekordanbetenden Amerikanismus, haben jedenfalls eines gemeinsam: sie haben trotz ihrer übermenschlichen Leistungen keine Anhänger, keine Gläubigen, keine Schüler, keine Freunde — sondern nur ein Publikum. Dasselbe Publikum, das zu Hungerkünstlern und Akrobaten, zu Mordprozessen und zu Hinrichtungen rennt, daß das Leben zu einem Schauspiel und den Menschen zu einem Komödianten macht.

Ob Therese Neumann eine Hysterikerin ist und an welchen Formen der Hysterie sie leidet, sind Fragen, die eigentlich ganz gleichgültig sind. Ebensowenig gehen uns die persönlichen Gründe etwas an, die Miß Elder zu ihrem Ozeanflug bewogen haben. Tatsache ist, daß der Bedarf an leidenden Heiligen und an waghalsigen Aviatikerinnen gleich groß zu sein scheint und daß die Magd und das Girl eigentlich gezwungen sind, die gleiche Rolle zu spielen. Mag die eine davon träumen, in den Kirchen als Altarbild zu stehen, so träumt die andere ihr Bild in alle illustrierten Zeitungen der Welt hinein. Ist das ein großer Unterschied? Nein. Therese und Ruth stehen einander, so fremd sie einander auch zu sein scheinen, innerlich sicher sehr nahe. So wie das moderne Amerika (man denke nur an Sacco und Vanzetti) dem grauen Mittelalter näher steht, als mancher meint.

Die Zeitungen bringen beruhigende Nachrichten über die beiden Heldinnen der Gegenwart. Ruth Elder ist mit ihrem Begleiter auf hoher See gelandet und von einem holländischen Dampfer geborgen worden. Und Therese Neumann leidet, wie jetzt ärztlich festgestellt wurde, an Skorbut, ihre Stigmen können durch den Genuß von Zitronen und frischem Gemüse sicher bald auf einfache Weise geheilt werden.

Womit also für unromantische Naturen zu hoffen steht, daß das reizende Girl bald mit gesunden Gliedern seinen dritten Schönheitspreis bekommt und daß die fanatische Magd doch noch einmal in ihr natürliches Leben zurückkehrt.

„Der Bundist".

(Anläßlich des 30jährigen Bestehens des „Bund".)

Es steht vor meinen Augen der „Bundist" mit seinen breiten Schultern, festen Muskeln, knochig. Arm aber sauber, sichere und ruhige Bewegungen. Das Gesicht ernst, streng, fast aszetisch möchte ich sagen. Die Lippen zusammengepreßt, energisch und entschlossen, in den Augen mehr Forderung als Befehl. Die Stimme ist hart aber ohne Zorn. Die Worte kurz, klar, sachlich, fast herb. Ein Mensch, der weiß, was er will, durchdrungen von Heroismus ohne Pathos, von Liebe ohne Sentimentalität.

Die größten, schönsten Taten führt er wie ein alter Soldat aus, der seine Pflicht, seinen Wert kennt. Der „Bundist" ist zum Weinen nicht fähig, weil Weiber weinen; ihm fällt es schwer zu lachen, weil Narren lachen. Er haßt das politische Deuteln mit dem Zeigefinger. Zwei gegensätzliche Ideen wie Zionismus und Sozialismus haben keinen Raum in seinem Gehirn. Der „Bundist" sieht das Leben, so wie es ist. Er haßt Illusionen, er wiegt sich nicht gern in süßen Träumen, er weiß, daß jede der Arbeitszeit abgerungene Ruhestunde ein Schritt näher ist zum Ziel, jede erkämpfte Lohnerhöhung eine Erleichterung, jeder Funke des Lichts ein Teil der Zukunftssonne.

Und die Gemeinschaft, der „Bund", ist die disziplinierte Partei bei einem Volk, das Disziplin nicht kennt, bei einem Volk des Handels, das anarchisch-individuell fühlt und denkt. In diesem Sinne war jede Massentat des „Bund" ein historisches Wunder, seine 30jährige Tätigkeit, ein mächtiger Schritt vorwärts zur Wiedergeburt der jüdischen Massen, die bis dahin in Finsternis und Apathie hindämmerten.

David Einhorn.

Viktor Berger — Vorsitzender der sozialistischen Partei Amerikas.

Neuyork, 22. Oktober. Eine Konferenz der sozialistischen Partei Amerikas hat den Abgeordneten Viktor Berger zum Parteivorsitzenden gewählt. Damit wird der Posten wieder besetzt, der durch den Tod von Eugen Debs freigeworden war. Berger gehört dem amerikanischen Kongreß (Parlament) als sozialistischer Abgeordneter von Milwaukee schon seit langem an. Während des Krieges war er den gehässigsten Angriffen ausgesetzt und wurde wegen Aufreizung zu zwanzig Jahren Gefängnis verurteilt. Erst als er zum drittenmal gewählt worden war, erließ ihm die Regierung die Strafe und erlaubte ihm, den Platz im Parlament einzunehmen. Berger ist Chefredakteur des sozialistischen Tageblattes „Milwaukee Leader".



Lilli Dillenz.

Bekanntlich macht den Ozeanflug des „J 1230" als einzige Passagierin die Wiener Schauspielerin Lilli Dillenz mit. Lilli Dillenz hätte ursprünglich an dem von Udet geplanten Ozeanflug teilnehmen sollen. Da aber Udet sein Unternehmen auf das nächste Jahr verschoben hat, trat Frau Dillenz mit den Junkers-Werken in Verbindung. Diese waren bereit, die Schauspielerin auf dem gerade startbereiten „J 1230" mitfliegen zu lassen, knüpften aber ihre Zustimmung an die Bedingung, daß Frau Dillenz zu den Kosten des Fluges 50 000 Reichsmark beisteuere. Frau Dillenz erhielt den Betrag, rund 85 000 S, von einer Wiener Finanzgruppe beigestellt. Die Geldgeber sind dafür an allen Einkünften, die sich aus dem Flug ergeben, wie aus Reiseschilderungen, Filmdarstellungen usw., beteiligt. Sie mußte auch ihr Leben versichern lassen.

MOTTKE DER DIEB

ROMAN VON SCHALOM ASCH

45

In einem dieser kleinen Städtchen, wo sie nach dem Jahrmarkt zum erstenmal halt machten, befahl Kanarik Mary, den Korb mit ihren Sachen heimlich aus dem Wagen zu holen und ihm zu geben, weil er ihn fortbringen wollte. Als Mottke das erfuhr, war er hoch erfreut. Der langersehnte Augenblick rückte heran. Er half Mary, den Korb aus dem Wagen zu schaffen und veranlaßte sie, Kanarik nachzugehen, um zu erfahren, wohin er ihn brächte. Kanarik aber brachte die Sachen in ein nahegelegenes Dorf zu einem Bauer, bei dem er auch eine Kutsche mietete.

Dann traf Kanarik mit Mary eine Vereinbarung, derzufolge sie, sobald sie in der Nacht sein Pfeifen vernehmen würde, den Wagen durch das Fenster verlassen und zu ihm auf die Chaussee, wo er sie erwarten wollte, eilen sollte. Von da aus versprach er sie zu dem Bauer zu führen und dieser sollte die beiden in der Kutsche zur nächsten Bahnstation fahren.

Noch am selben Tage machte Mottke einen Spaziergang nach dem Dorfe, in dem dieser Bauer wohnte. Er machte sich mit dem Weg vertraut und stellte fest, daß durch das nahegelegene Wäldchen ein kleiner Fluß floß, dessen Ufer ganz mit Sträuchern bewachsen waren. Hier blieb Mottke stehen und grübelte über etwas nach. Er wählte einen Platz, der ganz dicht mit hohen Gräsern und Sträuchern bewachsen war, und machte sich ein Zeichen an einem Baum, in dessen Nähe ein Haufen Steine lag.

Lange betrachtete er den Baum, die Steine, den Weg, ging dann noch einmal an den Fluß heran und warf einen Blick in die Wellen. Der Grund dieses kleinen Gewässers war anscheinend mit allerlei Wasserpflanzen bewachsen, denn lange grüne Strähnen schwammen auch an seiner Oberfläche. Mottkes Gedanken nahmen eine für ihn nicht gerade angenehme Wendung. Er pfiff ein Liedchen vor sich hin und kehrte zu den Gauklern zurück, gebeugt, schwach und traurig, wie wenn er noch an den Folgen der erhaltenen Schläge litte. Als er wieder in die Nähe des Wagens gelangt war, kratzte er sich den Kopf und brummte etwas vor sich hin.

„Was ist dir, kleiner Bankert?" fragte ihn der „alte Filz", der vor dem Wagen auf einer Kiste saß und sich in der Spätherbstsonne wärmte.

„Ich verlasse euch," erwiderte Mottke leise.

„Wa—as? Wo willst du denn hin?"

„Ich kann ja sowieso nicht mehr arbeiten. Die Burschen haben mir so den Kopf zerschlagen. Wozu soll ich weiter bei euch sitzen und umsonst euer Brot essen? Ich gehe lieber."

„Wohin? Wer wird dich zu sich nehmen, wo du so zerschunden und so schwach bist? Seht nur, was die Bande aus dem Jungen gemacht hat!"

„Ich will in die Stadt. Ich werde dort ein Handwerk erlernen. Ich möchte Schuster werden, wie es mein Vater war. Bei euch kann ich ja ohnehin nicht mehr bleiben."

Einen Augenblick später wußten schon alle, daß Mottke die „Gesellschaft" verließ. Die „alte Hexe", ganz beschmiert mit dem Ruß des Ofens, an dem sie gekocht hatte, kam aus dem Wagen. Als sie hörte, daß der Junge fort wollte, eilte sie weinend hinaus, wischte sich das Gesicht mit der schmierigen Schürze, wodurch es nur noch schmutziger wurde, begann auf Kanarik und die Burschen zu schelten, die Mottke so zugerichtet hatten, und beweinte den Jungen so, wie wenn er schon tot wäre.

Der „alte Filz" wurde ebenfalls traurig. Er sah, daß jetzt das Ende seiner Herrlichkeit nahe war, daß Kanarik entweder über ihn herrschen oder ihn ganz verlassen würde. Aber er wußte sich nicht zu helfen. Er wollte sich jetzt nicht um Mottkes willen mit Kanarik entzweien und dachte, daß dieser nach Mottkes Verschwinden sich beruhigen, das Mädchen bei ihm bleiben, und alles wie früher gehen würde.

Der „alte Filz" sagte:

„Nun, wenn du gehen willst, halte ich dich natürlich nicht. Aber einen Paß kann ich dir nicht geben. Ich brauche ihn für einen andern, den ich an deiner statt annehmen werde. Du hast mich sowieso viel gekostet. Ich habe für dich die fünfundachtzig Rubel bezahlt, die das Mädel dem Pan gestohlen hat. Ein paar Groschen sollst du indessen trotzdem haben. Hier! Damit du etwas in der ersten, schlechten Zeit hast. Und hilf dir selbst weiter," schloß der Alte und drückte Mottke einige Silbermünzen in die Hand.

Mottke nahm das Geld und ging in den Wagen, um seine Sachen zu holen.

„Alte, gib ihm ein paar Hemden. Von meinen," schrie der „alte Filz" seiner Frau in den Wagen zu. Der Junge tat ihm innerlich leid.

Als Kanarik erfuhr, daß Mottke fortgehe, war er sehr zufrieden. Es schien ihm, daß dies für die Ausführung seines Fluchtplanes mit Mary sehr günstig sei. Nun würde der „alte Filz" nicht wissen, mit wem Mary geflohen war und wen er infolgedessen suchen sollte. Deshalb rief auch er mit einer mitleidsvollen Stimme, in der jedoch schlechtverborgene Freude mitklang, in den Wagen hinein:

„Geben Sie ihm auch eins von meinen Hemden. Und ein paar alte Hosen. Mag ihn der Teufel holen!"

Mottke packte die Sachen zusammen, die ihm die Alte zugeworfen hatte, und blinzelte Mary zu, die auf einem Haufen Federbetten lag, sich in einem Spiegel betrachtete und ihr Haar kämmte.

„Ich warte im Walde. Sobald du einen Pfiff hörst — laß alles liegen und stehen und eile zu mir in den Wald. Verstanden?"

„Ja!" erwiderte das Mädel, ebenfalls blinzelnd. Dann machte sie sich mit noch größerem Eifer an ihr Haar und begann wie ein Vogel, mit froher Stimme das russische Liedchen zu singen:

„Einen ganzen Haufen
Männer ließ ich laufen,
Nur den Freund vom Herzen
Kann ich nicht verschmerzen . . ."

Mottke kroch mit seinem Päckchen, das er auf die Schulter nahm, aus dem Wagen, stellte sich sehr schwach, bewegte kaum die Beine und ließ mit trauriger Miene den Kopf hängen. Die „Hexe" erschien auf den Stufen, die zum Wagen führten, und sah ihm weinend nach. Der Alte unterdrückte auch eine Träne unter seinen dichten Augenwimpern und sagte mit fast schluchzender Stimme:

„So ist es, Mottke! Geh unter die Menschen, werde Schuster, vielleicht machst du auch so dein Glück."

Kanarik warf Mottke einen silbernen halben Rubel zu und meinte wichtigtuerisch:

„Hier! Da hast du auch was!"

Mottke ließ die Münze zu Boden fallen und musterte zum letztenmal aufmerksam Kanariks Züge. Er war ernst und schien über etwas nachzudenken. Dann machte er sich in der Richtung auf das Städtchen zu auf den Weg.

Mary steckte ihren Kopf aus einem Fensterchen des Wagens heraus, und Mottke hörte noch lange ihre Stimme hinter sich:

„Nur den Freund vom Herzen
Kann ich nicht verschmerzen . . ."

Jetzt wußte er aber bereits, wer dieser „Freund", dieser einzige war und mußte unwillkürlich lächeln. Dann schlug er sich seitwärts in den Wald.

13.

Wie aus „Mottke" — „Kanarik" wurde.

Mottke ging durch den Wald, fand den Baum, an dem er ein Zeichen gemacht hatte und legte sich hin. Die Sonne begann bereits unterzugehen und die letzten Strahlen vergoldeten die Bäume und fielen wie ein Hauch über das Wasser. Mottke wurde es unheimlich. Er wollte sich ein Feuer im Walde machen, tat es aber nicht, da er sich sagte, daß man ihn dann bemerken würde. Er trat an den Fluß heran und wollte baden, als aber sein Blick auf das dichte Wassergras fiel, dessen Spitzen auf der Oberfläche schwammen, erinnerte er sich an etwas . . . Und auch die Lust zum Baden verging ihm. Er verließ das Ufer und verbarg sich zwischen den Bäumen.

(Fortsetzung folgt.)

Vereine • Veranstaltungen

Familienabend des gemischten Kirchengesangchors der St. Trinitatisgemeinde. Nach den Ferien treten allmählich unsere Vereine wieder an die Oeffentlichkeit. Dies tut auch der gemischte Kirchengesangchor der St. Trinitatisgemeinde, der für heute nachmittag um 4 Uhr im Lokal an der Konstantinerstraße 4 einen Familienabend veranstaltet.

Kantoratsvorstandswahlen in Zubardz. Im Zubardzer neuerbauten Bethause fanden am vergangenen Donnerstag in Anwesenheit der Pastoren A. Wannagat und G. Schedler, des Vertreters des Magistrats Herrn Zima, sowie von 41 stimmberechtigten Gemeindegliedern zum erstenmal die Kantoratsvorstandswahlen statt. Eingeleitet wurden dieselben von Pastor A. Wannagat mit einer kurzen Ansprache, wobei zu Beisitzern Hermann Hampel, Reinhold Milsch und Karl Becker berufen wurden. Darauf wurde zur Wahl geschritten. In den neuen Vorstand wurden gewählt die Herren Heinrich Zimmer, Caesar-Leo Jesse und Karl Becker, die ihre Tätigkeit 3 Jahre auszuüben haben. Der Vorstand soll für die letzte Instandsetzung sowie für die Erhaltung des Bethauses sorgen, und als nächste dringende Aufgabe soll dieser mit Herrn Hugo Schultz vom Baukomitee eine Anleihe unter den Gemeindegliedern zwecks Abtragung der letzten Bauschuld vornehmen.

Vom Commisverein. Vortrag. Am nächsten Donnerstag, den 27. Oktober, spricht im Commisverein Herr Hans Freudenthal. Sein Thema lautet diesmal: „Das Problem der Uebervölkerung". Diese aktuelle Frage dürfte auch für die Mitglieder des Commisvereins von allgemeinem Interesse sein.

Am Montag, den 24. Oktober, findet im Vereinslokale eine außerordentliche Verwaltungssitzung statt. Die Verwaltungsmitglieder des Vereins werden daher um recht zahlreiches Erscheinen gebeten. Beginn Punkt 8,30 Uhr abends.

Vorbereitung für die höheren Klassen der Gymnasien. Es bietet sich Gelegenheit, Schüler für die höheren Gymnasialklassen durch einen früheren Absolventen des Gymnasiums in den Abendstunden im Lokale des Chr. Commisvereins vorbereiten zu lassen, und werden Interessenten gebeten, sich im Sekretariat des Christlichen Commisvereins anmelden zu wollen. Sobald sich eine entsprechende Anzahl Schüler meldet, wird mit der Eröffnung des Vorbereitungskurses begonnen.

Vortragsabend im Chr. Commisverein. Am letzten Donnerstage sprach im Commisverein Herr Siegmund Hayn über das Thema: „Zurück zur Natur". Seine Ausführungen waren die Fortsetzung zu dem bereits in einem früheren Vortrage behandelten modernen Ernährungsproblem. In feindurchdachter Weise begründete Redner die Rationalität der geforderten Umwälzung im Ernährungswesen. Die Zuhörer sahen da, was einem gesunden Organismus nötig ist, welche Substanzen ihm zugeführt werden müssen. Gerade die Widernatürlichkeit in unserer Ernährung ist der Grund der Zerstörung des Gleichgewichts der Moleküle, die das frühzeitige Sterben der meisten bedingt, die überhaupt den Geist der Menschheit schwächt. Daher ist es an der Zeit unser Ernährungsproblem unter die Parole „Zurück zur Natur" zu stellen, damit die Menschheit wiederum die wahre geistige Höhe erklimme. Die inhaltsreichen, von ernster Studienarbeit durchdrungenen Ausführungen ernteten reichen Beifall. Zu bedauern ist nur, daß das Publikum sich so spärlich eingefunden hatte. Trotzdem hat aber das Thema des modernen Ernährungsproblems Interesse hervorgerufen. Es wäre daher erwünscht, Herr Hayn möchte zum besseren Verständnis desselben, noch diesbezügliche Vorträge halten.

Literarische Leseabende. Morgen, Montag, den 24. d. M., um 8½ Uhr abends, findet im Lesezimmer des Lodzer Deutschen Schul- und Bildungsvereins, Petrikauer Straße 243, der zweite öffentliche Vorleseabend statt. War der erste Abend dem Schaffen eines einzelnen Dichters — Hans Grimms — gewidmet, so soll der zweite ein allgemeines Thema behandeln — die Mutterliebe. Die Mutterliebe ist das reinste, edelste und heiligste der Gefühle. Es dürfte somit das aufgestellte Programm Interesse erregen. Es besteht aus folgenden Nummern: Wilhelm Schussen: „Mutter", Wilhelm Schäfer: „Der Pflegling", Verner von Heidenstam: „Gunnel, die Beschließerin". Außerden etliche entsprechende Gedichte. Jedermann willkommen. Eintritt frei!

Im Musik- und Gesangverein „Minore" fand am Freitag abend die Jahreshauptversammlung der Mitglieder statt. Die Sitzung wurde vom Präses Theodor Schäfer eröffnet. Nachdem man das Andenken der beiden im verflossenen Vereinsjahr verstorbenen Mitglieder Johann Schwalm und Ludwig Schaks durch Erheben von den Sitzen geehrt, wurden vom Schriftführer Alfons Horn die Niederschriften von der letzten Jahreshauptversammlung und der Tätigkeitsbericht für das verflossene Vereinsjahr erstattet. Diesem Bericht zufolge betrug am 2. Oktober v. J. die Zahl der Mitglieder des Vereins 130, und zwar 27 aktive und 103 passive. Aufgenommen wurden 4 aktive und 2 passive Mitglieder. Abgehalten wurden eine Jahreshauptversammlung, eine halbjährige Hauptversammlung und 6 Monatssitzungen. Die Uebungsstunden des Gesangchors fanden einmal wöchentlich, und zwar jeden Freitag statt. Der Chor hat sich im Laufe des verflossenen Vereinsjahres an 6 Festveranstaltungen, an 6 Trauungen, der silbernen Hochzeitsfeier des Vereinspräses Herrn Theodor Schäfer und an 6 Beerdigungen beteiligt. Die vom Verein veranstalteten Feste erfreuten sich eines sehr schönen Besuchs. Darauf erstattete der Kassenwart Josef Luba den Kassenbericht und Adolf Kitlitz den Bericht der Prüfungskommission. Nachdem man noch Herrn Alfred Rimpel als aktives Mitglied in den Verein aufgenommen, wurde die bisherige Verwaltung entlastet. Zum Leiter der Versammlung wurde hierauf das Protektionsmitglied Eduard Kaiser gewählt, der seinerseits zu Beisitzern die Herrn Adolf Kitlitz und Eduard Kler und zum Schriftführer Alfons Müller berief. Die nunmehr vorgenommenen Neuwahlen hatten folgendes Ergebnis: Präses: Adolf Kitlitz; Vizepräses: Ernst Zoller; Kassenwarts: Otto Stelzer und Eduard Kler; Schriftführer: Alfons Horn und Theodor Engel; Wirte: Reinhold Wagner und Otto Hausch; Prüfungskommission: Oskar Ber, Josef Luba und Josef Patzelt; Obmann der Gesangsektion: Albert Kadoch; Obmann der dramatischen Sektion: Eduard Kler; Fahnenträger: Böhme, Schäfer und Golda und als Obmänner der Vergnügungskommission: Artur Kurtz und Datschke. Nach Erledigung verschiedener innerer Angelegenheiten wurde die Sitzung um 1 Uhr geschlossen. (§)



Ssowjetrussisches.

Im Jahre 1917 gründete Kerenski in Petersburg ein Bataillon, das unter Befehl der Frau Bojczokarow stand. Das Bataillon wurde von den Bolschewiken übernommen. Auf unsrem Bild sehen wir ein Mädchen, das dem Bataillon angehört.

Sport.

Sport am Sonntag.

Touring-Club — Warszawianka.
L. Sp.- u. Tv. — Slonsk.

Große Ereignisse harren der Lodzer Fußballgemeinde am heutigen Sonntag. Zwei äußerst starke auswärtige Vereine gastieren in Lodz und werden unseren Ligavertretern gegenüberstehen. Großes, aber auch berechtigtes Interesse hat das Spiel zwischen unserem Lokalmeister L. Sp.- u. Tv. und demjenigen Oberschlesiens Slonsk hervorgerufen. Das erste Spiel dieser Mannschaften, das bekanntlich in Oberschlesien ausgetragen wurde, endete mit einem einwandfreien (3:0) Siege der Slonsker. Es ist daher leicht verständlich, daß die Schwarzweißen auch auf eigenem Boden einen harten Kampf auszufechten haben werden. Um so mehr, da die Lodzer wissen, daß dieses Spiel unter Umständen entscheidend für den L. Sp.- u. Tv. sein kann. Slonsk führt in der Meisterschaftstabelle und hat große Chancen, in die Extraklasse aufzusteigen. Der L. Sp.- u. Tv. muß nun mit allen Kräften versuchen, die Oberschlesier von der Spitze zu verdrängen, andernfalls die Schwarzweißen in der Liga 1 überwintern werden müssen. Das Spiel wird von einem Lodzer Schiedsrichter, und zwar von Herrn Danziger geleitet werden. Beginn 11 Uhr vormittags auf dem D. O. K.-Platz.

Der zweite Herbstschlager

Warszawianka — Touring-Club

hat eine besondere Anziehungskraft — es ist das letzte diesjährige Meisterschaftsligaspiel, welches auf Lodzer Boden zum Austrag gelangt. Touring-Club, der eine ganze Reihe, hauptsächlich in der 2. Runde, von Siegen davongetragen hat, wird seine Stellung in der Meisterschaftstabelle sicherlich noch verbessern wollen. Es ist zu erwarten, daß die Violetten die Farben Lodz's abermals siegreich verteidigen werden. Spielbeginn 3 Uhr nachmittags auf dem D. O. K.-Platz.

Der P. Z. P. N. dementiert.

Der polnische Fußballverband gibt folgendes bekannt: es ist unwahr, daß 1. der P. Z. P. N. liquidiert werden soll, und 2. daß die Bilanz des P. Z. P. N. passiv sei. (???)

Gleichzeitig behauptet der Fußballverband, daß sich die F. I. F. A. nicht offiziell zu dem Konflikt zwischen Liga und P. Z. P. N. geäußert hat. (c—s)

Wie der L. Sp.- u. Tv. gegen Slonsk antreten wird.

Zu dem heutigen Spiel des L. Sp.- u. Tvs. werden die Lodzer wie folgt antreten: Falkowski; Wildner, Milde; Wolfhange, Pogodzinski, Sykula; Francmann, Herbstreich, Hoppe, Pluciennik, Bergmann.

Ein Boxschwindel in Warschau. In einem Warschauer Zirkus fand seinerzeit ein Berufsboxerturnier statt. Dieser Tage wurde festgestellt, daß der bei diesen Boxwettkämpfen aufgetretene angebliche Berliner Boxer Schumann in Wirklichkeit ein Posener nemens Radomski ist und unter einem falschen Namen als Berliner austrat.

Eine aufsehenerregende Aenderung in den Satzungen des polnischen Schiedsrichterkollegiums. Die neuen Satzungen des Schiedsrichterkollegiums sehen vor, daß aktive Fußballspieler bei Fußballspielen die Rolle von Schiedsrichtern nicht übernehmen dürfen.

Eine neue deutsche Olympiahoffnung. Dem ausgezeichneten norddeutschen Sportlehrer Hocke, der bekanntlich mit Peltzer nach Amerika fahren soll, ist es gelungen, ein neues Talent im Kugelstoßen und Diskuswerfen auszufinden und unter seiner Anleitung zu entwickeln. Es ist dies der 18 jährige Primaner Sievert aus Eutin, dessen Diskuswürfe die 43-Grenze schon in diesem Jahre bei weitem überschritten.

Die deutschen Meister im Halbschwer- und Schwergewicht, Schmeling und Diener, treffen sich anläßlich des Festes des Vereins Deutscher Sportpresse am 1. November im Berliner Sportpalast in einem Dreirunden-Schaukampf.

Aus dem Reiche.

kw. **Konstantynow.** Festliches Begehen des zehnjährigen Bestehens der polnischen Schule. Im ganzen Lande wird das zehnjährige Bestehen der polnischen Schule feierlich begangen. Wie bekannt, errichtete die Okkupationsbehörde im Jahre 1917 ein Unterrichtsministerium, welches das polnische Schulwesen organisierte. Auch Konstantynow bereitet sich vor, die zehnte Wiederkehr dieses denkwürdigen Tages feierlich zu begehen. Die hiesige Lehrerschaft wählte einen Ausschuß, zu welchem Lehrer beider hiesigen Schulen gehören, um festzusetzen, in welcher Form dieses Fest gefeiert werden soll. Es wurde beschlossen, am Sonnabend, den 5. November, eine Feier für die Schuljugend zu veranstalten. Am Sonntag, den 6. November, findet ein Fest für die ganze Bevölkerung statt. Am Vormittage sollen alle Vereine und Innungen zu einem feierlichen Umzuge geladen werden. Für den Nachmittag ist eine feierliche Akademie in einer der hiesigen Säle mit Gesang, Ansprachen, Reigen, Pyramiden und Deklamationen gedacht.

kw. — Zur Tagung des Verbandes der Städte Polens, welche in diesem Jahre am 22., 23., 24. d. M. in Posen stattfindet, wurde der Bürgermeister Herr Franciszek Gryzel abdelegiert.

kw. — Wissenschaftlicher Vortrag. Heute, Sonntag, nachmittags 4 Uhr, findet im Saale des „Strzelec", Dlugastraße 15, ein wissenschaftlicher Vortrag statt. Sprechen wird der Geschichtslehrer Herr Romuald Kieszczynski aus Lodz über das Thema: „Kultur des altertümlichen Polens". Auf diesen Vortrag wird im empfehlenden Sinne aufmerksam gemacht. Eintritt frei.

Pabianice. Ein schwerer Schicksalsschlag in einer deutschen Familie. In der Familie Hermann Roß, Sienkiewicza 18, starb am Freitag, den 7. Oktober, ein zweijähriges Kind. Am Sonntag darauf wurde die Leiche beigesetzt. Am Montag, den 10. Oktober, verschied ein zweites Kind von 5 Jahren, am Dienstag ein drittes von 6 Monaten und am Freitag, den 21. Oktober, ganz plötzlich die Mutter der drei Kinder. Der unglückliche Gatte ist der Verzweiflung nahe, denn auch die zwei Kinder, die ihm geblieben, liegen krank darnieder.

Petrikau. Der frühere Starost vor Gericht. Vor dem Petrikauer Bezirksgericht hatte sich der dortige frühere Starost Stanislaw Fijalkowski wegen verschiedener Mißbräuche zu verantworten. Die Anklage lautet auf Mißbräuche, die Fijalkowski beim Herausgeben von Pässen verübt haben soll. Zu dem Prozeß, der mindestens drei Tage in Anspruch nehmen wird, sind 80 Zeugen geladen worden. (R)

— Großfeuer. Schon zweimal berichteten wir, daß das Besitztum Kluki in der Nähe von Petrikau von Feuer heimgesucht worden war. Vorgestern entstand abermals ein Brand, dem mehrere Scheunen zum Opfer fielen. Der Schaden ist sehr bedeutend, da große Getreidevorräte vernichtet wurden. (i)

Tomaschow. Diebstahl. In der hiesigen Kunstseidefabrik wurde ein Diebstahl verübt. Den Dieben fielen Waren im Werte von 4000 Zloty in die Hände. Während der Untersuchung gelang es, die Täter ausfindig zu machen und zu verhaften. (i)

Tschenstochau. Zur Ermordung des Edward Misztalski wird gemeldet, daß die Tat einen romantischen Hintergrund haben soll. Die Polizei verhaftete drei Mitglieder der Familie der Braut des Ermordeten und einen Kommunalbeamten, der als der nächste Bekannte des Mädchens galt.

Für freie Stunden

Tabu.

Ein Abenteuer von A. S. Grün.

I.

Wir stachen in die See mit den schlimmsten Vorahnungen. Erstens verließen in Kalkutta die Ratten das Schiff, zweitens hatten wir fast gar keine Passagiere, so daß zwei Drittel der Kajüten leer standen und drittens sah der Mechaniker verschiedene Träume, die eine schlechte Deutung hatten. Als abergläubischer Mensch besuchte ich vor der Abreise einen Notar, machte mein Testament, ging zu einer Lebensversicherungsgesellschaft und versicherte mein Leben. Diese Vorsichtsmaßnahmen erwiesen sich später als richtig.

Am achten Tage unserer Seereise erlitten wir einen Schiffbruch, wir stießen im Nebel auf ein Riff, das Schiff bekam ein Leck und das Wasser drang ins Schiff ein, das zu sinken begann. Die Matrosen sprangen in die Rettungsboote, und da ich nicht den Mut hatte, in das übervolle Boot zu steigen, so blieb ich an Deck zurück. Außer mir war noch auf dem sinkenden Schiff der Kapitän — ein braver Seemann; er ging erregt auf der Kommandobrücke auf und ab, dann verließ er fluchtartig seinen Platz, sprang ins Wasser und wurde von seinen Matrosen gerettet.

Der Dampfer sank langsam . . . Ich nahm aus der Tasche eine Bibel, wollte beten, schaute mich noch einmal um und sah plötzlich in der Ferne einen Segelmaster, der sich der Unfallstelle näherte. Ich sprang ohne viel Ueberlegen ins Wasser — der Rettungsgürtel hielt mich über die Wellen. Nach etwa 20 Minuten befand ich mich gerettet auf einem Fischerkutter, dessen Besatzung aus Negern bestand . . . .

II.

Die Gesetze der erzwungenen Gastfreundschaft sind nicht dieselben, wie die richtige Freundschaft. Die Versuche einer Erklärung durch Gesten mit den Schwarzen führten zu keinem positiven Resultate. Man gab mir gekochte Fische zum Essen. Ich stillte meinen Hunger und schlief ein. Das Schiff bewegte sich langsam vorwärts. Als ich erwachte, war es bereits dunkle Nacht. Vor mir saßen am Boden zwei Schwarze und schauten mich neugierig an. Einer klopfte mich auf die Schulter und sagte lachend: Kato? Kato?

An dem Tone ihrer Stimme merkte ich, daß die Schwarzen mir nicht feindlich gesinnt waren. Bald kamen andere Schwarze hinzu, und wieder begann der Versuch, sich durch Zeichen zu verständigen. Ein Neger zeigte auf den Süden, ein anderer hob drei Finger in die Höhe und ein dritter sagte immer „Orposo". Ich begriff, daß unser Kutter sich in südlicher Richtung bewege, und daß wir nach drei Tagen das Land Orposo erreichen werden.

Am dritten Tag nach meiner glücklichen Rettung kreuzten wir zwischen verschiedenen Lagunen. Plötzlich tauchten von irgendwo Dutzende von Kanus mit bewaffneten Eingeborenen auf, die ein furchtbares Geheul erhoben. Meine Lebensretter stürzten zu den Masten — aber es war schon zu spät, wir waren von allen Seiten umringt, und ehe wir zu uns kamen, schossen die Pfeile der Eingeborenen auf unser Schiff. Ich riß aus meiner Tasche meinen Browning, feuerte zwei Schüsse auf das nächste Kanu ab, zwei Eingeborene schrien wild auf und stürzten ins Wasser und verschwanden in den Wellen. Die Neger bewaffneten sich rasch mit Messern, Keulen, Totschlägern und schrien wie besessen . . . Es entspann sich bald ein Kampf . . . Ich stand beim Mast und hielt meinen Revolver schußbereit . . . Die Feinde versuchten, das Schiff zu erklimmen und fielen dann mit eingeschlagenem Schädel nieder.

III.

Als ich zu mir kam, sah ich mich in den Händen der Eingeborenen. Ich war so schwach, daß ich mich kaum auf den Füßen halten konnte. Zwei Eingeborene hielten mich. Unweit vor mir standen zwei Matrosen mit zusammengebundenen Händen, die anderen Matrosen waren getötet worden. Ich war meiner Kleider beraubt und stand ganz nackt da. Etwa 300 Eingeborene gafften uns an. In der Ferne brannte ein Lagerfeuer, an dem Frauen und Kinder sich wärmten. Wir befanden uns auf einer großen Wiese, die von einem dichten Wald umsäumt war.

Inzwischen näherte sich ein muskulöser Eingeborener in wilden Sprüngen einem der Matrosen und schlug dem armen Gefangenen mit einer Holzkeule so fest auf den Kopf, daß er tot zusammenbrach. Der zweite Matrose wurde das Schicksal seines Kameraden teilen. Der Henker machte nun seine Schritte mir zu. In meiner Todesangst riß ich mich aus den Armen meiner Wächter los, packte den einen besten Wächter bei der Gurgel, warf mich zu Boden und markierte den Epileptiker . . . Ich schlug mich mit dem Kopf, mit dem Rücken, mit dem Bauch an den Boden, warf mich in die Knie, stampfte mit den Füßen und verfiel dann in Hysterie . . . Die Eingeborenen umringten mich und aus ihrer Mitte ertönten Ausrufe, die keinesfalls einen drohenden Charakter trugen. Ich spielte den wilden Mann weiter ... Endlich fiel ich nieder und lag wie tot da. Jetzt war ich auf das Schlimmste gefaßt. Da fühlte ich, wie man mich sachte hob, und als ich in einer halbstehenden Pose war, streckte ich die Hände zur Sonne und sang die „Habanera" aus der Oper „Carmen". Da trat der Häuptling auf mich zu, legte seine Hand auf meine Schulter, wendete sich den Eingeborenen zu und sprach: „Tabu!"

Sofort gingen alle Eingeborenen von mir fort und nur zwei Kannibalen blieben zu meiner Bewachung zurück. Ich setzte mich auf den Boden und sah, wie die Eingeborenen die toten Matrosen in Stücke zerschnitten, diese Stücke untereinander verteilten und das Fleisch dann in dem Lagerfeuer rösteten . . . In 10 Minuten waren die Matrosen verteilt.

Zum Glück hatten die Eingeborenen mir nichts angeboten.

IV.

Ich kalkulierte richtig meine Lage ein und konnte jetzt eine gewisse Zeit um mein Leben keine Angst haben. „Tabu" war das Patent, das mir für meine Heiligkeit verbürgte. Aber bald überzeugte ich mich, daß dieses Tabu auch seine Schattenseiten hatte.

Ich wurde in einer alten, halb zerfallenen Hütte untergebracht. Die Hütte lag abseits vom Dorfe. Das Dorf bestand aus 48 Hütten. In der Mitte stand eine große Hütte, in der der Häuptling und Hauptpriester lebte. Der Häuptling hieß Umloti. Oft besuchte mich auch ein alter Eingeborener, der Baschlu hieß. Er schaute mich gierig an, klopfte mir auf die Schultern und sagte: „Weißer Mann gut, sehr gut . . . muß sehr gut schmecken . . .!" Er brachte mir mein Essen und Trinken . . . Die anderen Eingeborenen besuchten mich selten — gewöhnlich kamen sie in größeren Gruppen. Ich erzählte ihnen von den Wundern der modernen Technik, vom Radio, und sie hielten mich für einen großen Zauberer. Das „Tabu", das mir das Leben gerettet hatte, spielte aber auch eine gefährliche Rolle. Humoti und sein Gehilfe Ako, die sich vor meinen Zauberkünsten fürchteten, erklärten alles, was in einer Entfernung von drei Schritten um meine Hütte lag, für „Tabu"! Die verbotene Grenze wurde durch einen kleinen Graben bezeichnet. Dieser Graben durfte nicht überschritten werden und es wurde mir bedeutet, daß, wenn ich dies Verbot nicht einhalte, daß man mir dann meine rechte Hand abhacken werde.

„Tabu" spielte überhaupt eine große Rolle im Leben der Eingeborenen — der heilige Hain, in dem die buntbemalten Götzen standen, war „Tabu", jede Frau, die im Neumond geboren war, war „Tabu!", jedes Mädchen unter 15 Jahren war „Tabu!". Jeder Monat hatte sein Tabu . . .

Selbstverständlich überschritt ich unter diesen Umständen nie die verbotene Grenze. Ungewaschen, ungekämmt, voll Schmutz lag ich vor meiner Hütte und kam mir wie Prometheus vor, der an einen Felsen angekettet ist. Oft weinte ich vor Wut — ich sah vor mir das blaue Meer, von wo die Freiheit wehte, sah ab und zu Schiffe, die vorbeihuschten, aber dies alles war für mich „Tabu" . . .

Ich sah ein, daß ich zuletzt irrsinnig werden mußte und fürchtete diesen Moment.

Ich erlernte die Sprache der Eingeborenen. Ich lebte einsam, verlassen. Eines Nachts sah ich vor meiner Hütte die leuchtenden Augen einer Schlange; ich hielt ihr meine Hand hin, denn ich wußte, daß ein Schlangenbiß mir Erlösung bringen würde. Aber die Schlange schaute mich bloß an und verschwand dann in der dunklen Nacht . . . Da begriff ich, daß ein Mensch seine Hoffnung nie verlieren darf. Ich legte mich auf mein Lager und brütete mir einen Plan aus, der mir die Rettung bringen konnte . . .

V.

Ich verbrachte zwei schlaflose Nächte, studierte meinen Plan in allen Details durch und kam zur Ueberzeugung, daß ein anderer Ausweg nicht vorhanden sei. Ich hatte keine Möglichkeit, die Insel zu verlassen, aber ich wußte, wenn es mir gelingen würde die Eingeborenen zu vernichten, könnte ich frei leben . . . Ich wartete den Antritt der dunklen Nächte ab, um dann meinen Plan zur Durchführung zu bringen . . .

Eines Tages kam Baschlu zu mir und sagte:

„Umloti bittet, daß ihm der weiße Mann den Zahn kuriere. Er ist sehr krank!"

Ich reagierte nicht auf diese Bemerkung und Baschlu wiederholte seine Worte. Ich begann verschiedene Handbewegungen zu machen, schaute ihn scharf an, dann ergriff ich einen Fisch, den man mir zu Mittag gebracht hatte, drehte diesen Fisch um den Kopf Baschlus, sprach unverständliche Worte. Zuletzt warf ich mich zu Boden und markierte den Epileptiker. Baschlu verließ fluchtartig meine Hütte. Da bemerkte ich, daß der Häuptling sich mit seinen Kriegern der Hütte näherte. Ich stand auf, ging ihnen entgegen und ohne die verbotene Grenze zu überschreiten, hüpfte ich, wie eine Ballerina, machte Purzelbäume. Die Eingeborenen schauten mich erschreckt an, riefen ihre Götzen zu Hilfe. Ich stand auf, richtete meine Hände zum Himmel, schloß die Augen und sagte mit feierlicher Stimme:

„Höret, ihr tapferen Krieger aus dem Stamme Jamas, die guten Geister der Sonne haben mir ein großes Geheimnis anvertraut. Es ist wichtig, daß ihr dies Geheimnis erfahret. Höret: der große Gott Ussosso hat gesagt: Es gibt keinen mutigeren Stamm, als den der Jamas — die Eingeborenen, die zu diesem Stamm gehören, sind kühn, wie der Adler, geschwind wie die Füchse und klettern wie die Affen. So sprach der große Ussosso!"

Ich schlug mich mit der Faust in die Brust, dann fuhr ich fort:

„Männer, der große Ussosso hat gesagt: Morgen sollen alle Eingeborenen des Stammes Jamas mit Kind und Kegel in ihre Kanoes steigen und gegen Süden bis zu Mittag rudern. Dann werden sie in einer Bucht ein großes Schiff mit Weißen sehen. Dieses Schiff ist auf einer Sandbank aufgelaufen. Auf diesem Schiff werdet ihr weiße, grüne, rote Tücher und Perlen finden, viele glitzernde und glänzende Sachen. Das soll alles dem Stamme der Jamas gehören."

Dann stürzte ich zu Boden, schrie hysterisch, wälzte mich im Staub. Die Eingeborenen führten einen wilden Tanz auf. Mir schien es, daß die ganze Hölle los war. Gegen Abend führten die Eingeborenen ein Freudenfest auf, dann verschwanden sie in ihren Hütten und die dunkle Nacht senkte sich auf das Dorf.

Als das Dorf fest eingeschlafen war, schlich ich mich leise zum Strande, wo die Kanoes umgedreht lagen und bohrte mit einem scharf zugespitzten Knochen die Boote an . . . Ich machte in jedes Kanoe zahlreiche kleine Löcher, verschmierte sie dann mit Lehm derart, daß sie zumindest eine halbe Stunde sich über Wasser halten konnten, verdeckte alles künstlich mit Moor und kehrte langsam in meine Hütte zurück.

VI.

Die Eingeborenen bereiteten sich zur Expedition vor. Am 15. November 1888 setzten sich alle Männer, Frauen und Kinder in die Kanoes und verließen das Dorf. In dem Dorfe war keine menschliche Seele außer mir zurückgeblieben . . . Langsam segelten die Kanoes ab und verschwanden bald in der Ferne . . .

Ich begab mich in den Hain, warf die Götter zu Boden und zündete den Hain, alle Hütten an . . . Jetzt war ich frei.

Ich lebte einsam wie ein Einsiedler, jagte auf Tiere, auf Vögel und zündete jede Nacht auf dem hohen Felsen ein großes Feuer an. Nach zwei Jahren wurde das Feuer von einem Schiff bemerkt, es legte an und nahm mich mit.

Ich war gerettet. Ich habe ein ganzes Dorf ertränkt, aber mein Gewissen ist trotzdem rein, denn ich habe den Tod meiner Kameraden gerächt.

(Aus dem Russischen von Maurice Hirschmann, Wien.)

Generalprobe ... Arthur Kahane.

Es ist jetzt viertelelf. Auf halbacht ist der Beginn der Generalprobe angesetzt. Um elf kommt der Regisseur. Um halb zwölf die ersten Schauspieler. Mein ahnungsvolles Gemüt sagt mir, daß die Generalprobe erst um ein Uhr angehen wird. Mein ahnungsvolles Gemüt hat Unrecht. Sie geht um zwei Uhr an.

Auf einmal merkt man, an undefinierbaren Zeichen, daß etwas vorgeht. Es ist wie ein unsichtbarer Ruck, den sich das Ganze gibt. Er ist da. Der Regisseur des Stückes, der zugleich der Direktor dieses Theaters ist. Mit seinem ruhigen, undurchsichtigen, alles durchsehenden Feldherrnblick überprüft er das Ganze. Wer kann's wissen, ob er zufrieden ist oder nicht. Es wird wohl alles verkehrt sein. Wenigstens scheint es zunächst nur das zu sehen, was fehlt.

„Was ist das für ein Tisch?"

„Ein provisorischer, Herr Direktor."

„Sehr provisorisch, allerdings. Wo ist der richtige?"

„Der richtige kommt morgen, Herr Direktor."

„Warum morgen? Wissen Sie nicht, daß heute die Generalprobe ist?"

„Er ist nicht fertig geworden. Ich habe hundertmal hinübergeschickt. Der Leim ist nicht trocken. Aber morgen ist er bestimmt da, Herr Direktor."

„Glauben Sie? Ich nicht. Aber ich bin zufrieden, wenn er bei der dritten Aufführung da sein wird. Hoffentlich bringt's das Stück zu einer dritten Aufführung." Das alles ist natürlich ironisch gemeint.

Jetzt belebt sich die Bühne wie mit einem Schlage. Von allen Seiten strömen sie heran. Die Schauspieler beginnen ihre Kostüme anzuziehen und Maske zu machen. Ein jeder schimpft über sein Kostüm und alles über den Friseur.

Der Hauptdarsteller kommt.

„Was sagen Sie, Herr Direktor, zu meinem Pech?"

„Zu welchem Pech? Das Wort höre ich nicht gern."

„Wissen Sie denn noch nicht? Die Premiere kann nicht stattfinden. Ich muß absagen."

„Um Gottes Willen, Mensch! Sie sind verrückt?"

„Ausgeschlossen, daß ich spiele! Hören Sie denn nicht? Ich bin stickheiser. Wie ich heute früh erwachte, habe ich keinen Ton in der Kehle. Mein Pech! Ausgerechnet heute! Meine Frau hat es mir sofort gesagt: „Du darfst um keinen Preis spielen! Du ruinierst dich ja! Du mußt sofort absagen!"

„Ihre Frau soll — sie soll sofort den Arzt holen lassen! Er kann Ihnen vielleicht eine Injektion geben. Unterdessen probieren Sie ruhig! Dann werden wir weiter sehen. Eine Premiere verschieben! Haben Sie eine Ahnung, was das kostet? Soll ich Sie für den Schaden haftbar machen? Na, also! Sie können ja markieren. An der Generalprobe ist mir gar nichts gelegen." Natürlich hat der Hauptdarsteller in dieser Generalprobe nicht markiert, sondern — leider so gebrüllt, wie noch nie zuvor in seinem Leben.

Irgendwo drückt sich ein junger, linkischer Mensch scheu und verlegen in den Ecken herum. Man sieht es ihm an, daß er nicht hergehört. Wenn er von allen gepufft, bei Seite gestoßen und mit höhnischen Augen mißtrauisch gemustert wird, ist es der Autor des aufgeführten Stückes. Kein Mensch würdigt ihn eines Wortes.

Er sieht jeden Menschen, auch die Arbeiter, die Garderobiers, die Logenschließer, flehentlich mit großen, hilflosen Augen an, die verraten, daß er nur einen Gedanken im Kopf, nur eine Frage auf den Lippen hat: Glauben Sie, daß ich Erfolg haben werde? Aber er darf das ominöse Wort Erfolg in diesem Hause nicht aussprechen, ohne daß ihm jeder über den Mund fährt. Und so muß er sich bemühen, irgend etwas Neutrales, sehr Sachliches zu sagen, womöglich über die Leistungen der Schauspieler, deren jeder — meint er — noch nie so gut war, wie in seinem Stück. Gott weiß, wie schrecklich er sie in seinem Innern findet!

Ich suche ihn zu trösten. „Die meisten Stücke fallen an ihren Vorzügen durch", lobe ich ihn. Aber mir scheint, es wäre ihm lieber, auf die Vorzüge seines Stückes zu verzichten, als durchzufallen.

Aber wer kümmert sich um die Leiden des jungen Dichters! Viel härter ist der Kampf mit den Schauspielern, deren jeder alle Striche in den Rollen seiner Kollegen widerspruchslos akzeptiert, in der eigenen blödsinnig findet. Er kämpft um jeden wie ein angeschossener Löwe, und die Luft wird dick von Rollen, die hingeschmissen werden, „wenn nicht wenigstens dieser eine Strich aufgemacht wird". Und nun muß der Autor sich selbst ans Kreuz nageln und, damit nur um Gotteswillen seine Premiere nicht in Frage gestellt sei, die ihm aufgezwungenen Striche, deren jeder mitten durch sein Herz geht, selbst von den Schauspielern erbetteln. Wie wird er dabei mißhandelt! Was muß er sich alles über sein Stück anhören. Das größte Martyrium des Dichters sind seine Hauptdarsteller. Nur die Nebendarsteller sind ein noch größeres.

Der eiserne Vorhang ist jetzt oben.

Es wird vorprobiert, das heißt, das ganze Stück wird von Anfang bis zu Ende mit den neuen Strichen durchgesprochen und korrigiert, und diese Arbeitsprobe ist dem Regisseur viel wichtiger als die Generalprobe.

Unterdessen staut sich das ungeduldige Generalprobenpublikum in den Gängen.

Es erhebt sich ein neuer Streit. Wer soll eingelassen werden?

„Bei einem heiteren Stück braucht man Publikum. Wenn nicht gelacht wird, kommt man nicht in Stimmung." „Wenn Sie darauf warten, bis gelacht wird, ist das Stück aus und Sie kommen nie in Stimmung."

Der Komiker ist anderer Meinung. „Generalprobenpublikum lacht über alles. Dann warte ich am Abend auf den Lacher, und wenn er ausbleibt, bleibe ich hängen."

Der Direktor entscheidet salomonisch: „Publikum wird zugelassen, aber nur Mitglieder und ihre Angehörigen. Fremde dürfen nicht herein." Im Handumdrehen ist der Zuschauerraum so überfüllt, wie wenn er ausverkauft wäre. Man sieht die fremdesten Gesichter.

Man sieht die Schlachtenbummler, die nirgends fehlen, wo es unter Umständen etwas Lautes und Blutiges zu erwarten gibt. Man sieht die Intimen des Hauses, die meistens die Intimen aller Häuser sind und zum engsten Kreis der ganzen Welt gehören.

In geordneten Schlachtreihen ziehen die Zeichner und die Photographen mit ihren Apparaten auf.

Die Zeichner sind meist friedlich und vergnügt. Sie sind sehr beliebt. Es ist nicht zu sagen, welchen Anteil die Schauspieler an den bildenden Künsten nehmen, seitdem gelesene Zeitungen ihren Text mit Porträtskizzen der Darsteller beleben. Sie lassen sich, probieren sie nicht eben, unselten — zufällig — in der Nähe des Zeichners sehen und haben, wenn sie gebeten werden, sich zeichnen zu lassen, nach einem nur sehr kurzen Sträuben, sogar nichts dagegen, die Bitte zu erfüllen.

Die ersten fünf Bankreihen des Zuschauerraums sind der Direktion und der Regie reserviert. Es gibt jedesmal einige Naive, die sich breit und bequem ganz vorne häuslich niederlassen und ganz verduzt sind, wenn sie mit Hallo zur allge-

meinen Belustigung nach hinten getrieben werden, wo sie nur noch mit Mühe ein Plätzchen finden.

In der Mitte des reservierten Raumes steht, von einer kleinen regulierbaren Tischbatterie matt beleuchtet, der Regietisch, an dem sich der Regisseur und sein Stab, Hilfsregisseur, die Dramaturgen, der Maler, die technischen Vorstände, versammeln.

Es wird dunkel. Das Brausen verstummt.

Das Zeichen ertönt. Nichts. Es geschieht nichts. Es dauert endlos. „Woran liegt's denn?" donnert der Regisseur zur Bühne hinauf. Der Autor stirbt.

Das Zeichen ertönt zum zweitenmal. Der Vorhang geht in die Höhe. Falsch. Es stimmt nie, wenn der Vorhang das erstemal in die Höhe geht.

Aber schließlich beginnt die Probe doch.

Ich beobachte den Autor von der Seite. Er ist leichenblaß, aber seine Augen leuchten. Das Stück interessiert ihn sichtlich, scheint ihm ausnehmend zu gefallen. Seine Wangen zittern. Schweißperlen stehen ihm auf der Stirne, seine Lippen bewegen sich unaufhörlich, er spricht offenbar jedes Wort mit. Er zuckt bei jedem falschen Ton, den natürlich er allein bemerkt, aufs neue auf, und jeder Strich kommt ihm neu vor, er zuckt bei jeder falschen Betonung auf, und jede Betonung scheint ihm falsch, die anders ist als der Tonfall, den er zu Hause beim Dichten im Ohr hatte, er windet sich bei jedem Extempore des Komikers. Dieser düstere Menschenfeind kennt kein Mitleid. Das Extempore ist die kalte Rache des Komikers für den nie gelernten Text.

Der Vorhang fällt. Natürlich wieder falsch und schmeißt den Aktschluß. Zur Strafe muß der Vorhang seinen Fall so oft wiederholen, bis er ihn kann.

Die Pause. Der Zuschauerraum erhellt sich. Der Regisseur eilt auf die Bühne und läßt die Schauspieler im Konversationszimmer zur Kritik antreten.

Unterdessen wird photographiert. Zwischen den Photographen bricht ein Streit aus; der eine hat die vom andern arrangierte Stellung mitbenützt; dieser fühlt sich in der Heiligkeit seines geistigen Eigentums verletzt. Es ist merkwürdig: was in den Dunstkreis des Theaters tritt, verfällt sofort der Auslösung der Rivalitätsempfindungen. Ich erinnere mich, einmal einen Kompetenzkonflikt der Theaterärzte miterlebt zu haben, gegen den jedes Primadonnagezänk die reine Turteltauberei war.

Gegen Schluß der Pause, die Ewigkeiten zu dauern scheint, mischt sich der Regisseur unter das Publikum. Er sammelt Eindrücke. Man kann von jedem etwas profitieren. (Denn zwischen der Generalprobe, in der er zum erstenmal den geschlossenen Ablauf seiner Regievision von außen erlebt hat, und der Premiere liegt noch eine Nacht und ein ganzer Tag, und es ahnt niemand, wie der Regisseur diese Frist noch ausnützen, wie viel er noch zu schaffen, zu ändern, zu korrigieren vermag.)

Einer ist da, dem alles zu lang ist. Seine Ungeduld wehrt sich gegen alles, was nicht in die Augen springende Aktion ist, seine Gedankenflucht vermag keinem Gedankengang zu folgen. Es ist derselbe, der im „Romeo" die Balkonszene als „lyrische Einlage", im „König Lear" die Heide als philosophischen Stimmungsballast zu streichen vorschlug. „Ich habe mich tödlich gelangweilt," sagt er; „diese Längen sind unerträglich, eine Stunde muß mindestens noch raus." Es ist der radikale Gewaltstreicher.

Dann ist ein anderer da, der immer Reminiszenzen entdeckt. Ihn erinnert alles an alles. Wenn er das Wort „Hinaus!" hört, muß er sofort an „Iphigenie" denken: „Hinaus in eure Schatten, rege Wipfel!" Er zitiert außerdem immer falsch.

Dann ist einer da, der nie etwas hört. Er vertritt das phonetische Gewissen des Theaters. Er hat sich in die vorderste Reihe gesetzt und hat nicht ein Wort verstanden. Obwohl der Hauptdarsteller mit einer glashellen Deutlichkeit gebrüllt hat, die nichts zu wünschen übrig ließ. „Haben Sie etwas verstanden? Ich nicht. Das kommt davon, daß heute kein Mensch mehr richtig sprechen kann. Wer weiß noch, daß man vorne zu sprechen hat? Wo sind die goldenen Zeiten des Zungen-R?"

Das alles hört sich der Regisseur geduldig zum hundertsten Male an und macht sich seine Notizen. Innerlich betet er, daß um Gottes willen die Generalprobe nicht zu gut ausfalle und ist gleichzeitig wütend, daß sie so schlecht ausgefallen ist.

Zum Glück ereignen sich zwei Kräche: der eine, weil die Hauptdarstellerin mit einer ihrer fünf Toiletten unzufrieden ist, die nur an dieser Schmiere möglich sei, wo man sich weigere, tausend lumpige Mark für ein Kostüm auszugeben; und der zweite, weil der Komiker in die wichtigste Tirade des Hauptdarstellers hinein durch eine komische Nuance mit einem Hut die Aufmerksamkeit heimtückisch auf sich abgelenkt habe.

Es herrscht, bis ans späte Ende der Probe, ein beispiellose Aufregung, die sich allen mitteilt. Es gibt in diesem Raume niemanden, vom Regisseur bis zum letzten Bühnenarbeiter, bis zum unbeteiligtsten Büroangestellten, bis zum harmlosesten Zuschauer herunter, der nicht das Gefühl hat, daß hier die entscheidende Schlacht geschlagen wird. Aber was wäre auch das für ein Theater, das sich am Tage einer Generalprobe nicht für das Zentrum der Welt hält!

Der Regisseur des Theaters, der als der untrügliche Prophet, die nie irrende Pythia des Hauses gilt, sagt gelassen: „Ich habe Wieland-Geruch in der Nase." Das ist, mit einer Anspielung auf einen berühmten Durch- und Durchfall der Vergangenheit, die in diesem Hause traditionell gewordene schonende Form, einen Mißerfolg anzudeuten. Keiner zweifelt mehr.

Nur der Autor irrt von einem zum andern und fragt. Er hat sich ausgezeichnet unterhalten. Sicherlich am besten von allen, die da waren. Du ahnungsloser Engel, du! Noch weißt du vom eigentlich tragischen Problem des Lustspiels nichts, daß der Kassenrapport so gar keinen Spaß macht.

Geschichten von Malern und Sammlern.

Nacherzählt von Paul Mayer.

Ein Spießbürger bestellte bei Chardin ein Bild. Er wünschte, daß die Farben möglichst leuchtend wären. „Aber, lieber Herr, wer hat Ihnen denn erzählt, daß man Bilder mit Farben malt," antwortete Chardin.

*

Ein Maler sagte zu einem Sammler: „Ein Amerikaner hat mir soeben 25 000 Franken für dieses Bild geboten."

„Schon möglich; ich aber kann gerade nur 100 Franken dafür zahlen."

„Na, nehmen Sie das Bild, denn unsere Meisterwerke dürfen nicht ins Ausland gehen!"

*

Ein berühmter Antiquar, den man den Vater des Delfter Porzellans nannte, ging in unbeschreiblich schäbigem Aufzug durch eine der großen Geschäftsstraßen. Ein Freund, der ihn in diesem Aufzug sah, wollte ihm kondolieren, da er glaubte, er habe sein ganzes Vermögen verloren. Aber der berühmte Antiquar sagte: „Wundern Sie sich nicht, daß ich so schäbig angezogen bin, ich bin nur als Käufer verkleidet."

*

Ein Sammler gab dem Auktionator F. ein Heiligenbild zur Versteigerung. „Was stellt Ihr Bild vor?" fragte F., der keine Fachkenntnisse hatte. „Das Sujet ist der Apokalypse entnommen."

Am nächsten Tage sagte F. bei der Versteigerung: „Meine Herren, wir verkaufen jetzt ein Heiligenbild nach Apokalypse."

„Nach Apokalypse?" fragte jemand.

„Ja, meine Herren," erwiderte der Auktionator, „Apokalypse ist ein deutscher Maler. In Paris ist er noch wenig bekannt, aber im Ausland sind seine Bilder sehr geschätzt."

*

Derselbe Auktionator hielt die Inschrift „Salvator mundi", die er an einem Christuskopf sah, für die Signatur eines venetianischen Malers, den er für einen Rivalen von Salvator Rosa hielt.

Zwang

Von Georges Pourcel.

Sie standen einander gegenüber, um sich ärgste Beleidigungen zuzuschleudern. Eine Antwort verursachte mit der Plötzlichkeit einer elektrischen Entladung dieses erste, gleich fieberhaft sich steigernde Zerwürfnis.

„Schweig', Helene! Ich bitte dich!"

Auge in Auge trotzte die Frau keck den Blicken des Gatten. Krampfhaft reckten sich seine Hände wieder die entsetzt Zurückweichende. „Marcell! Ich fürchte mich . . . Du hast die Augen eines Mörders!" Ihrer Kraft beraubt, sanken die Hände des jäh Erblaßten schlaff herab; sich zur Selbstbeherrschung zwingend, sagte er mit einer Stimme, die ein leichtes Zittern verriet:

„Helene, verzeihe mir!"

Ohne ein Wort der Erwiderung und ganz verstört, flüchtete die junge Frau ins Schlafgemach.

Marcell tat einige Schritte, fuhr mit der Hand über die Stirn, als suche er eine ihn verfolgende Vorstellung damit zu verscheuchen, dann sank er schwer in den Stuhl vorm Schreibtisch.

In den zwei Jahren seiner Ehe hatte sich das Paar nie ernstlich gezankt.

Woher nur diese Zornesanwandlung?

Aus dem Bücherregal zog Marcell ein altes Album hervor, entnahm diesem eine Photographie, welche ein Brautpaar vergangener Tage darstellte. In starrer Haltung betrachtete er es lange, dann sagte er nachdenklich:

„Wie ich meinem Vater gleiche!"

Wirklich, auch er hatte dieses schmale Gesicht, die breite Stirn, das gleiche, etwas schwermütige, vorzeitig müde Lächeln und denselben traumverlorenen, unsicheren, glanzlosen Blick.

Diese beiden einander zugeneigten Köpfe beschworen seine trübe, zeitig einem Verhängnis ausgelieferte Kindheit herauf. An seine Mutter bewahrte er nur eine verschwommene Erinnerung. War er nicht erst sechs Jahre gewesen, als sie auf eine furchtbare Weise, erdrosselt von ihrem Mann, aus dem Leben schwand? Ein Leidenschaftsdelikt! Der freigesprochene Mörder kehrte in seine Heimatstadt zurück. Aber bis zu seinem Tode verfolgte ihn der dumpfe, unversöhnliche Groll aller ehrbaren Provinzler.

Marcell erinnerte sich der tristen Abende, die er mit seinem vom Hasse gehetzten Vater verbracht hatte, seines gereizten Wesens, der harten Augen. Der vielen Tage gedachte er, wo die immer wieder zurückgewiesene Zärtlichkeit des Knaben an einer Mauer des Schweigens abprallte. Wieviel zurückgedrängte Tränen und vergebliche Schmerzen! Das Gefühl, das ihn das Schicksal ungerecht behandelt, bewirkte, daß sein Charakter seltsam wurde; die anderen verstanden ihn nicht, und er war sich selbst ein Fremder; der wunde Feinfühlige trug die Maske lächelnder Sanftmut.

Als Knabe kannte er Momente der Auflehnung, wo er fast ohnmächtig vor Zorn sich am Boden wälzte. Ein altes Dienstmädchen hatte ihm prophezeit: „Du wirst den Weg deines Vaters gehen!"

Er wuchs heran und die Jahre schienen diese Heftigkeit zu mildern. Das Leben erfaßte ihn, er mußte sich mit ihm auseinandersetzen, nach seines Vaters Tode sich einen Platz an der Sonne erkämpfen. Später war er Helene begegnet und hatte vom ersten Augenblick an eine leidenschaftliche Liebe für sie empfunden. Darin bestand sein Anteil an der Freude, der Ausgleich für sein schweres Schicksal. Vielleicht empfand sie minder stark als er. Sie war jung, elegant, etwas kapriziös, Idol und Puppe — atmete gern den Weihrauch, der um sie emporstieg und lächelte zu allen Huldigungen.

Marcell fand im Album auch das Bild, wo sie selbst Brautleute waren, und verglich es mit dem des unglücklichen Paares . . .

Merkwürdige Uebereinstimmungen! Auch die beiden Frauen ähnelten sich. Aber die Männer schier unglaublich. Bei beiden dieselbe naive Pose. Ihre auf den Schultern der Gefährtinnen ruhenden Hände bedeuteten ein Wachen oder Schützen. Sie hatten dieselbe breite Hand — die erst behütende und dann des Mordes fähige.

Die Angst trieb den Schweiß auf Marcells Stirn. Um die Vision zu verscheuchen, schritt er im Kabinett auf und ab. Was hatte den Zorn entfesselt? Helene war ein bißchen spät zum Essen gekommen. Nein, das war es nicht gewesen. Sie hatte herausfordernd, spöttisch zu ihm gesagt: „Ich komme von meinem Geliebten!" Sicher eitles Gefasel. Denn — wohl kein Zweifel — — Helene liebte ihn . . . . Aber kennt sich wer bei den Frauen aus? Von seinem Vater hatte er die Philosophie der Enttäuschten geerbt.

Sonst nichts?

Seltsam starr betrachtete er seine Hände. Im Lichte der Lampe flößten sie ihm Furcht ein. Wie sie so ausgebreitet vom hellen Holz des Schreibtisches sich abhoben, waren diese Hände die eines anderen, eines Fremden. Sicher konnten sie beunruhigen: dieser abgeflachte Daumen, die spachtelartigen Finger — die mußten irgendwo einmal in einen zarten Nacken sich eingebohrt haben.

Leichtes Zittern bewegte sie — war es das Verebben eines Zornes oder der Vorbote von Schrecklichem? Was für eine Wut hatte ihn bloß soeben gepackt? Die Wildheit! Er hatte gegen diese Hände, die nach vorwärts drängten, umklammern, würgen wollten, sich nicht wehren können. Helene hatte sich nicht getäuscht. Und dabei wußte sie nichts von dem furchtbaren Geheimnis. Diese behexten Hände hatten eine alte Gebärde wiedergefunden und Marcell das Geheimnis seines Wesens entschleiert. In der Stille der Nacht graute ihm vor der Gesellschaft dieser Unheilvollen . . .

Heute hatte er sich bezähmt — — aber ein andermal?

Er gelobte sich, jeden Streit mit Helene zu meiden. Ernste Konflikte gab es zwischen ihnen ja auch nicht. Besuche der Magazine, unschuldige Teevisiten, ein bißchen Flirt — besonders mit seinem Freunde Jacques — das waren alles keine alarmierenden Gründe, die die Gefahr eines Zwistes hervorrufen konnten.

Wenn sich die wahnwitzige Versuchung dieses Abends wieder gebieterisch einstellte, dann wußte er, was er zu tun hatte.

Ruhig, ohne Aufsehen zu erregen, wollte er verschwinden, sein Heil in der Flucht oder im Tode suchen. Alles, alles, nur kein Mörder durfte er werden.

Dieser Entschluß gewährte ihm plötzlich Ruhe. Er erhob sich lächelnd befreit.

„Ich will mich schlafen legen," dachte er. „Bis morgen haben alle gefährlichen Einflüsterungen sich verflüchtigt; der Tag erlöst mich von diesem Bann . . ."

Er betrat die Kammer. Der Schlummer schien Helene im Schmerz überrascht zu haben. Nicht einmal das Licht war ausgeschaltet. Die Tränenspuren hatten die seidenweichen Wangen ergreifend durchfurcht, Zärtlichkeit und Selbstvorwürfe rangen in Marcell. Er schwankte, ob er seine Frau nicht wecken und um Verzeihung bitten solle. Einen Augenblick betrachtete er die ruhig, sanft Schlafende, den süßen Kindermund, dem man alles vergeben mußte, das gleichmäßige Auf und Nieder der Brust, das Kinn, darunter den bloßen Hals, den rührend weißen.

Marcell streckte sich neben sie aus, leise, um sie nicht zu stören. Aber unbewußt empfand sie, daß jemand in ihrer Nähe war und plötzlich stammelte sie mit weher Stimme:

„Jacques, mein Geliebter, bist du es?"

Jacques? Jacques hatte sie gesagt! Rot wogte es vor den Augen des Mannes; der vererbte Instinkt riß seine Vernunft wie ein Strohhalm fort und krampfhaft sich zusammenpressende, richtende Hände schlossen sich über dem zarten Hals der Schlafenden . . . .

Fehlgeschlagen.

Eine lustige Szene von Anton Pawlowitsch Tschechow.

Ilja Sergejitsch Peplow und seine Frau, Kleopatra Peplowna, standen in der Tür und horchten.

In dem kleinen Zimmer hinter der Tür ging augenscheinlich eine Liebeserklärung vor sich; Schtschupkin, der Professor des Gymnasiums, gesteht soeben ihrer Tochter Nataschenka seine Liebe.

„Pedsi", flüsterte Peplow zitternd, vor Ungeduld die Hände reibend. „Gib acht, Petrowna, sobald sie von den Gefühlen zu sprechen beginnen, packe das Heiligenbild, und wir gehen sie segnen. Vor dem Heiligenbild ist das heilig und unantastbar. Er kann nicht mehr zurück, selbst wenn er zum Gericht läuft."

Hinter der Tür aber ging folgendes Gespräch vor sich:

„Seien Sie doch nicht so eigensinnig," sagte Schtschupkin, an seiner karierten Hose ein Streichholz anzündend. „Ich habe keinerlei Briefe geschrieben."

„Ja, ja, als würde ich Ihre Schrift nicht kennen", entgegnete das Mädchen, in ein Gelächter ausbrechend. Sie schrie manierlich auf und schaute dabei von Zeit zu Zeit in den Spiegel. „Mich kann man nicht betrügen! Und wie komisch Sie sind. Sie sind Professor der Kalligraphie und haben eine Schrift, daß es eine Schande ist! Wie können Sie Kalligraphie unterrichten, wenn Sie selbst so häßlich schreiben?"

„Hm. Die häßliche Schrift hat gar nichts zu bedeuten. Beim Schönschreibunterricht ist nicht die Schrift das wichtige, sondern, daß die Kinder aufpassen. Das eine bekommt mit dem Lineal einen Streich auf den Kopf, das andere aufs Knie. Die Schrift! Was ist die Schrift? Nekrassow war ein Schriftsteller, und seine Schrift war dennoch etwas Entsetzliches."

„Ja, das ist Nekrassow, Sie aber, sind . . . (Ein Seufzer.) Einen Schriftsteller möchte ich ganz gerne heiraten. Er würde mir immer Verse zur Erinnerung schreiben."

„Gedichte kann auch ich Ihnen schreiben, wenn Sie wollen."

„Worüber können Sie Gedichte schreiben?"

„Ueber die Liebe, über meine Gefühle, über Ihre Augen. Die Gedichte werden so schön sein, daß Sie in Ohnmacht fallen werden! Sogar weinen werden Sie! Wenn ich ein schönes Gedicht schreibe, darf ich Ihnen dann Ihr Händchen küssen?"

„Hm, ist das aber eine große Sache! Sie können es mir auch sofort küssen."

Schtschupkin sprang auf, seine Augen traten hervor, und er beugte sich über die kleine, dicke, nach Mandelseife riechende Hand . . . . .

„Nimm jetzt das Bild herunter!" sprach Peplow begeistert, und er stieß die Frau mit dem Ellbogen in die Seite; sein Atem stockte: „Gehen wir! Bist du fertig?"

Es dauerte keine Minute, da riß er auch schon die Tür auf.

„Meine Kinder", murmelte er mit ausgebreiteten Armen und tränenfeuchten Augen. „Der Herr segne euren Bund, meine Kinder. Seid glücklich und vermehret euch . . ."

„Auch ich . . . lasset auch mich euch segnen," weinte die Mama vor Glückseligkeit. „Werdet glücklich, meine Teuren . . . Sie nehmen mir meinen einzigen Schatz", wandte sie sich an Schtschupkin. „Seien Sie gut zu meinem Kinde . . lieben Sie es . . . ."

Schtschupkin riß vor Staunen den Mund auf. Der Einzug der Eltern war so unerwartet und kühn erfolgt, daß er in seinem Schrecken nicht ein Wort hervorbringen konnte.

„Sie haben mich eingefangen, nun sitze ich in der Tunke," dachte er für sich, halb bewußtlos vor Entsetzen. „Jetzt kannst du schon gehen, Kamerad. Das hast du gut gemacht!"

Und er neigte voller Ergebung den Kopf, als würde er sagen: „Ich ergebe mich, ihr habt gesiegt!"

„Ich segne dich, ich segne dich", fuhr der Vater fort, und nun weinte er auch schon. „Nataschenka, mein Kind, stelle dich her, neben ihn. Petrowna, das Heiligenbild!"

Jetzt hörte der Alte plötzlich zu weinen auf, und sein Gesicht verfinsterte sich vor Zorn. „Rindvieh, mit deinem dummen Schädel!" sprach er zu seiner Frau. „Ist das ein Heiligenbild?" — „O, du großer, heiliger Gott!"

Was war geschehen? Der Professor erhob sehr furchtsam den Kopf und er sah: er ist gerettet, die Frau hatte in der Eile nicht das Heiligenbild von seinem Platze genommen, sondern das Bild des Dichters Larschetschnikow. Petrow und seine Frau standen verlegen mit dem Bild des Dichters und sie wußten nicht, was sie tun sollten . . . Der Professor aber benützte die Gelegenheit und war im nächsten Moment zur Tür hinaus . . .

Deutsch von Grete Neufeld.

Humor.

Gegenseitige Sympathie.

In dem Ballsaal rauschten die Klänge der Jazzkapelle, die nur unterbrochen wurden durch das regelmäßige Schlürfen der Tanzschuhe auf dem polierten Parkett.

In einer lauschigen Ecke saßen zwei Männer.

„Sehen Sie die hochgewachsene Dame dort, mit der scharfen Nase?" fragte der erste.

Sein Begleiter nickte zustimmend mit dem Kopf.

„Nun wohl," fuhr der andere fort, „ich habe sie schon seit einiger Zeit angesehen. Sie ist in der Tat eine Katze. Das wäre die letzte Frau, die ich heiraten würde."

Der andere Mann schaute dem Sprechenden mit Bewunderung ins Gesicht.

„Schütteln Sie mir die Hand," sagte er endlich, „wir sympathisieren miteinander, jene Dame ist in der Tat die letzte Frau, die ich geheiratet habe." „Answers."

*

Bibelkenntnis. Gast (die hübsche Kellnerin in den Arm kneifend): „Wie sind Sie nur zu Ihrem Vornamen gekommen, Fräulein Rebekka?" — „Nun, ich meine, der paßt recht gut für eine Kellnerin; wissen Sie nicht, daß meine biblische Namensschwester Kamele getränkt hat?"

Der schönste Abend. „Es war ein Abend, so schön wie heute. Wir saßen eine ganze Stunde lang beisammen, und keiner sagte ein Wort. Denkst du noch daran, lieber Mann?" — „Und ob ich daran denke! Werde ich je die schönste Stunde meines Lebens vergessen?"

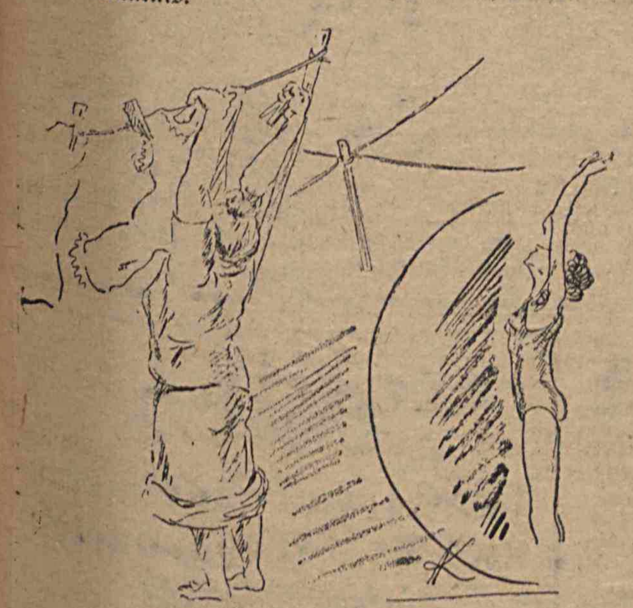
Kann schon sein. Zwischen den Tänzerinnen des Munizipal-Theaters in Sao Paulo brach ein Streit aus. Die Primadonna zankte hitzig: „Mit mir willst du streiten? Du, von der man nicht einmal weiß, wer deine Mutter war!" — Zynisch entgegnete die Angegriffene: „Meine Mutter? Sprich nicht schlecht von ihr: Wer weiß, vielleicht könntest du es sein!"

Sehr einfach. Der Pastor redete einem jungen Burschen seiner Gemeinde ins Gewissen: „Wilhelm," sagte er, „ich höre, du hast falsche Hoffnungen in Mädchenherzen geweckt. Wenn das Gerücht nicht lügt, bist du mit einem Mädchen in diesem Dorfe verlobt; mit einer anderen in der Kreisstadt und mit einem dritten im Nachbardorf. Wie kannst du so etwas machen?" — Wilhelm lächelt überlegen: „Ich habe ein Motorrad, Herr Pastor."

Einleuchtend. „Wann bist du geboren?" fragte der Lehrer einen kleinen Abc-Schützen. „Ich bin gar nicht geboren, Herr Lehrer, ich habe eine Stiefmutter."

Unsere Arbeit ist unsere Gymnastik

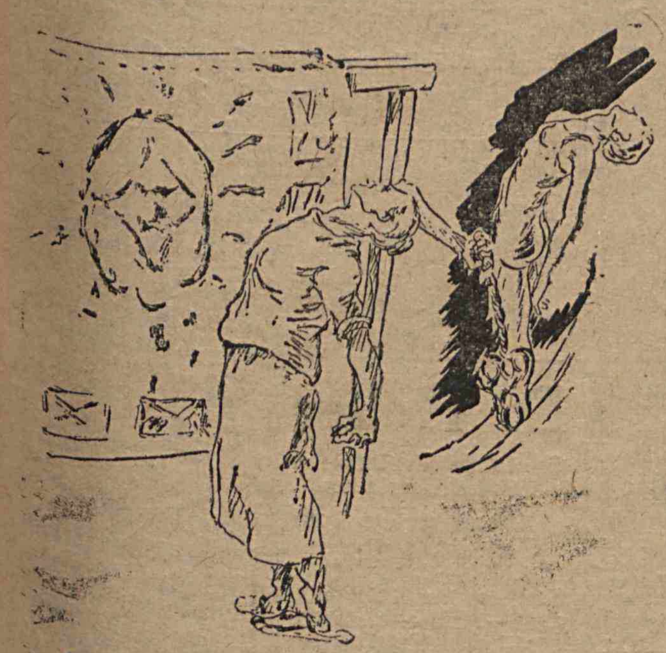
Vor mir liegt ein Lehrbuch für Frauengymnastik. Ich habe das Buch nicht gekauft. Es ist auf seltsame Art in meinen Besitz gelangt. Bei meinem Buchhändler verlangte ich einen Kommentar zu „Kants Kritik der reinen Vernunft". An der Kasse zahlte gerade eine junge Dame vor mir ihren Kauf. Man händigte uns gleichzeitig zwei Päckchen aus. Der Verkäufer muß vor innerer Aufregung beim Anblick der übrigens bildhübschen Dame unsere Pakete verwechselt haben. Nur so erkläre ich es mir, daß ich jetzt mit nicht gerade intelligentem Gesichtsausdruck in dem Lehrbuch für Gymnastik blättere. Ob die junge Dame nach „Kants Kritik der reinen Vernunft" Gymnastik treibt, entzieht sich meiner Kenntnis.



Rückbeuge beim Wäschehängen.

Ich lese: „Im Uebersetzschritt seitwärts führt man auf den vorderen Schritt einen Sprung aus und hüpft die drei nächsten Schritte." Oder „Uebersetzerschritt im Gehen, Hüpfen und Springen. Beim Springen wird der erste und der dritte Schritt betont. Dasselbe zu dritt mit Anfassen geradeaus oder im Kreise . . ." Himmel, Herrgott! Herr Buchhändler, ist das eine Kritik der reinen Vernunft?

Immerhin, die Lektüre fesselt mich. Ich schiebe den Tisch beiseite, ziehe den Rock aus und versuche, die schätzungsweise dreihundert Uebungen durchzuprobieren, denn man lernt nie genug Neues und, um wahrhaft gebildet zu erscheinen, muß man heutzutage auch über Frauengymnastik mitreden können. Und gibt es etwas Besseres, als diese fürchterlichen, mir vorläufig noch als Tortur erscheinenden Uebungen selbst auszuführen? Ich mache eine Grätsche, wobei eine Blumenvase zerschellt. Ich beruhige mich damit, daß das Muster der Vase mir ja schon immer ein Dorn im Auge gewesen ist. Dann versuche ich: „Laufen mit gesenktem Becken." Da ich mir darunter nichts vorstellen kann, die Uebung aber eine sehr wichtige sein soll, breche ich mir beinahe das Kreuz, und beschließe, eine Pause einzulegen. Aus meiner kurzen Lektüre des Lehrbuches weiß ich immerhin so viel, daß die Befolgung der Vorschriften eine schlanke Linie garantiert. Andererseits aber weiß ich auch, daß man heute auch bei gutem Essen die schlanke Linie wahren kann, und darum beschließe ich, vor Fortsetzung der Uebungen ein opulentes Frühstück einzunehmen. Ich habe nämlich irgendwie die Empfindung, als gehöre zu den Ausführungen der Gymnastikübungen ein verteufelt gut gestählter Körper und vor allen Dingen ein satter Organismus.



Dehnen der Bauchmuskulatur beim Teppichklopfen.

In der Küche sitzt meine Frau und dreht gerade die Kurbel einer Kaffeemühle. Gebannt betrachte ich diese alltägliche Beschäftigung und stürze mit einem Schrei zu meinem Lehrbuch zurück. So, wie mir in diesem Augenblick, muß einem Weisen oder Heiligen zumute sein, wenn er kurz vor der Offenbarung über die Zusammenhänge alles Seins steht. Fieberhaft blättere ich die Seiten und finde, was ich suche: Uebung 143, Abs. 3 IV: „Lockerung der Handgelenke!"

Meine Frau, besorgt um meinen Geisteszustand, ist mir nachgekommen und fragt, ob ich ein Glas kaltes Wasser oder eine Kompresse wünsche. Ich lehne dankend ab und bitte sie, Platz zu nehmen, da ich etwas sehr Wichtiges mit ihr besprechen müsse.

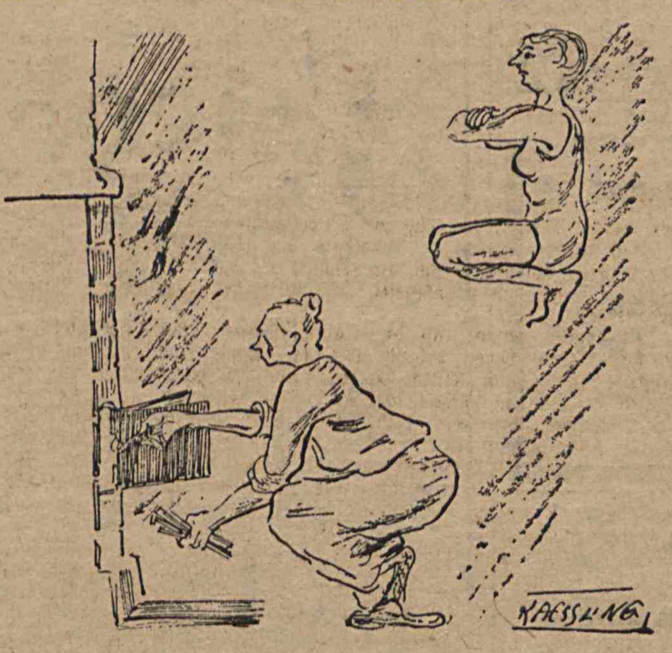
„Ja, aber draußen kocht das Kaffeewasser," hält sie mir zögernd entgegen.

„Mein liebes Kind," sage ich bedeutungsvoll, und meine Stimme zittert vor Entdeckerglück, „mein liebes Kind, was hältst du von Frauengymnastik?"

„Quatsch!" antwortet sie mit besorgtem Blick und will das Zimmer verlassen, mich im unklaren lassend, ob sie den edlen Sport der Gymnastik meine, oder lediglich mein bedeutungsvolles Fragen. So sind die Frauen immer! Will man den Dingen mit scharfer Logik auf den Leib rücken, so machen sie unklare Ausflüchte.. Ich verhinderte den Rückzug, indem ich wortlos die Tür von innen abschloß und den Schlüssel auf den Ofen warf. Dann meinte ich sachlich: „Du verläßt dieses Zimmer nicht früher, bevor wir Klarheit über die Zweckmäßigkeit der heutigen Frauengymnastik geschaffen haben." Meine Frau ergab sich resigniert in das Schicksal. Ich rückte mein unfreiwillig erhaltenes Gymnastikbuch in das rechte Licht und begann dozierend:

„Seit Wochen liegst du mir in den Ohren, du müßtest einen Gymnastikkursus zur Erzielung der schlanken Linie mitmachen. Abgesehen davon, daß ich in meiner rückständigen Art die schlanke Linie an Besenstielen und allenfalls noch an Stuhlbeinen liebe, hingegen aber an einem Frauenkörper gewisse Wölbungen und Rundungen schätze, und dafür gerne das absprechende Urteil moderner Dekadenter, ich hätte einen sogenannten Kutschergeschmack, gern in Kauf nehme, verstehe ich nicht, warum du ausgerechnet durch Gymnastik windhundähnlich werden solltest . . . ."

„Ueber den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten, du kannst aber unmöglich verlangen, daß eine moderne Frau deine rückständigen Ansichten billigt, und ich hoffe, daß du deine niedrigen tierischen Instinkte im Interesse der heutigen Mode ändern wirst," unterbricht mich meine Frau, und ich merke, daß sie, vornehm ausgedrückt, pikiert ist.



Kniebeuge beim Heizen.

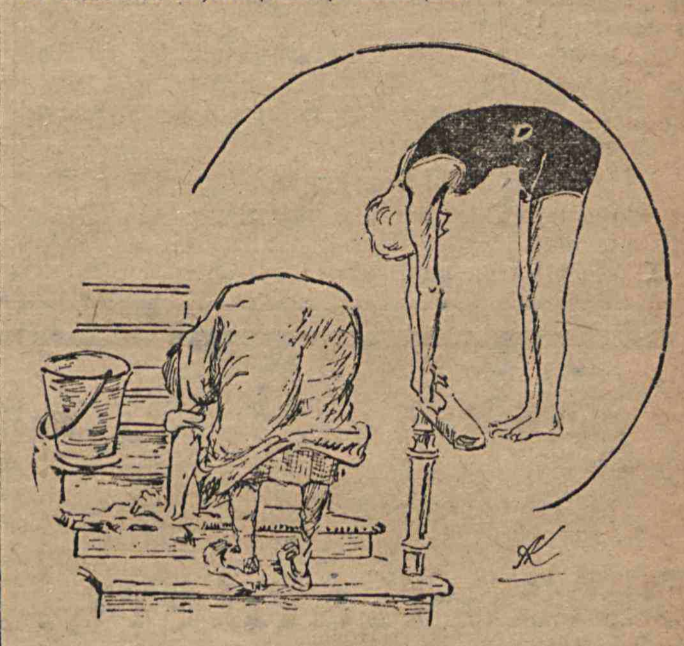
„Bleiben wir bei der Gymnastik, geliebtes Kind, und versuche du einmal mit eisernem Mut, mich fünf Minuten lang nicht zu unterbrechen. Du bist, wie du mir wiederholt sagtest, von der Arbeit im Haushalt abgespannt und müde und fühlst jeden deiner Knochen einzeln. Ich bin der letzte, der Zweifel in deine Worte legen will. Nun hat dir eine bis in unsere Vororte hinein bekannte Gymnastiklehrerin gesagt, daß ja eben die Frauengymnastik dazu da ist, um diese verheerende Müdigkeit wieder wettzumachen. Es sei ferne von mir, dieses kompetente Urteil etwa anzufechten. Wie käme ich auch dazu, der ich jetzt eben erst, wie du dich an der zerschlagenen Blumenvase und dem beinahe zerbrochenen Kreuz überzeugen konntest, Bekanntschaft mit dem Wert der Gymnastik gemacht habe."

„Du bekennst also wenigstens ehrlich, von Gymnastik keine Ahnung zu haben?"

„Jawohl, und ich danke meinem Schöpfer dafür. Doch bitte ich, mich nicht mißzuverstehen. Es bedarf gar keiner Frage, daß Gymnastik als Aequivalent für eine einseitige Beschäftigung, z. B. Bürositzen, Maschinenähen, vor allem aber, und das bitte ich zu bedenken, als Ausgleich für Nichtstun und Faulenzen, eine ideale Körperpflege zur harmonischen Körperdurchbildung bedeuten kann. Ich bitte, das Gewicht auf das Wörtchen „kann" zu legen, mein liebes Kind! Ich habe nämlich noch den seltsamen und altmodischen Fimmel, daß ein paar Freiübungen in der Arbeitspause in gesunder Luft, etwa so, wie sie schon vor Christi Geburt von denkenden Menschen gepflegt wurden, dem Körper außerordentlich zweckdienlich sind. Andererseits kann ich mir nämlich nicht vorstellen, daß auch die fabelhafteste Methode nur eine einzige Schmalzenstulle ersetzen kann. Seit langem habe ich nämlich entdeckt, daß Gymnastik für Leute mit knurrendem Magen und für Menschen, die an Unterernährung leiden, eine sehr mangelhafte Methode zur Körperpflege ist, zumal ja durch, sagen wir dreihundert Körperübungen, der Appetit noch wesentlich angeregt wird."

„Willst du also sagen, daß für uns Frauen aus dem Volke, und besonders für uns Hausfrauen, Gymnastik überflüssig ist?"

„Beileibe nicht! Ich bin nur vorhin, als ich dich an der Kaffeemühle drehen sah, urplötzlich auf den Gedanken gekommen, daß ihr, gerade ihr, seit Erschaffung des Menschengeschlechts ja längst eine überaus differenzierte Methode der Frauengymnastik pflegt. Unzählig sind die Rumpfbeugen, Kniebeugen beim Scheuern von Treppen, und denke nur an das „Arme-vorwärts-streckt" beim Wäschewaschen, oder das fabelhafte Genickrollen beim Fensterputzen. Eine [illegible]rliche Uebung ist ferner das Teppichklopfen, besonders wenn man es tagelang oder gar sein Leben lang für andere Leute macht. Wäscheaufhängen ist eine fabelhafte Streckübung, Oefenheizen, vor allem Bohnern, Kohlenschleppen sind eine glänzende Durcharbeitung der ganzen Muskulatur. Wie ich hier aus dem Gymnastikbuch ersehe, legt der Verfasser kolossales Gewicht auf eine sportliche Durcharbeitung des Frauenbeckens. Denke nur an die Frauen mit zehn und mehr Kindern, wie bei ihnen durch die Geburten das Becken in vorbildlicher Weise trainiert wird. Wie wertvoll besonders dies letzte Training ist, beweist allein, daß selbst der Staat von den Frauen des Proletariats diese Form der Gymnastik in weiser Einsicht verlangt, denn er weiß, daß die modernen Gymnastikkurse teuer sind."



Oberkörper vorwärts entspannen mit festen Knien beim Treppenwischen.

„Du willst also sagen, weil unsere Hausarbeit unsere Gymnastik ist, brauchen wir keine sportliche Gymnastik?"

„O nein! Die Sache liegt ein wenig anders. Die Hausgymnastik, von der ich spreche, hat nämlich gerade den höchsten Grad der schlanken Linie, die man besser als ausgemergelte bezeichnet, vollendet, und für alle diese Frauen wäre die moderne Gymnastik, die, wie bereits gesagt, wegen ihrer anstrengenden Art einen gesunden Körper und einen satten Organismus voraussetzt, zweifellos ein Mittel, um ein wenig dicker zu werden. Aber da die heutige Welt eben der schlanken Linie huldigt, ist die moderne Gymnastik kein Mittel für die Frauen des Volkes. Man läßt sie ängstlich von ihnen fern. Sie sollen bei der alten Methode bleiben.

Du, liebe Frau, verfügst heute noch, dank deiner Jugend, über eine gewisse rundliche Linie. Wenn du zu deiner Hausgymnastik noch sportliche Gymnastik treiben willst, dann kriegst du doppelten Appetit, und das könnte für unsere Wirtschaftskasse katastrophal werden. Begnüge dich mit der überlieferten Methode. Der Gymnastiklehrer Leben wird schon für die schlanke Linie sorgen. Damit du aber die



„Ich muß die Frau doch mal fragen, wie sie es fertig bringt, so schlank zu bleiben."

moderne Bewegung mitmachen kannst, nimm hier dieses Gymnastiklehrbuch und zerlege die einzelnen Hausarbeiten nach den Kommandos des Buches. Die mondäne Gymnastik überlasse denen, die Geld und Zeit, vor allem Zeit, dazu haben. Glaube mir, von dem Augenblick an, wo jene ihre Hausarbeiten selbst verrichten müssen, begnügen sie sich mit ein paar täglichen Freiübungen morgens und abends, einer Wanderung am Sonntag, und verzichten mit Freuden auf dreihundertfünfzig Gymnastikübungen, gleich uns."

R. T.

Scherz und Ernst

Eine Reihe von guten Tagen.

Einmal ging Adamson in Sörensens Frühstücksstuben und rief den Kellner:

„Haben Sie guten, echten, russischen Kaviar?“

„Jawohl, bitte sehr, bitte schön, bitte gleich!“

„Was kostet eine richtige Portion?“

„O bitte sehr — acht Kronen, mit Toast und Butter, Herr.“

„Kann man das täglich haben?“

„O jawohl, bitte sehr, natürlich, gewiß!“

„Was kostet das denn wöchentlich, wenn man jeden Tag eine solche Portion nimmt?“

„Wöchentlich? O bitte sehr, mit Sonntag? 56 Kronen bitte.“

„Und monatlich?“

„Monatlich? Gewiß, natürlich. Monatlich würde das 56 mal 4 macht 224 Kronen kosten, mein Herr!“

„Sagen Sie mal, würde einem das nicht über werden? Jeden Tag echten russischen Kaviar, Toast, Butter? Kaviar, Kaviar und wieder Kaviar? ... Sagen Sie aufrichtig!?“

„O doch, ja gewiß, bitte sehr, natürlich ist Abwechslung ratsam!“

„Hm. Sie haben recht. Bringen Sie mir dann eine Flasche Selters!“

Auf dem Lande.

Papa und Otto wandern über Land. Ein Bauer fährt mit einer Walze über den Acker. „Sieh mal,“ ruft Otto, „der man punktrollert das Feld.“

Der schlaue Patient.

Ein Arzt hat die Gewohnheit, für die erste Konsultation 8 Zloty und für die zweite 5 Zloty zu nehmen. Infolgedessen begibt sich Oskar zu dem Arzt und sagt: „Da bin ich wieder!“

„Aber ich habe Sie doch noch gar nicht gesehen?“

„Doch, ich war vorige Woche da.“

Nun wird Oskar vom Arzt untersucht, der natürlich gemerkt hat, daß Oskar bloß 3 Zl. sparen will.

„Fahren Sie mit der vorige Woche angegebenen Behandlung fort“, sagte der Arzt. „5 Zloty bitte!“

Ein Musterhotel.

Mark Twain versicherte einmal, daß es ihm gelungen sei, ein wahrhaftes Musterhotel in Oklahama entdeckt zu haben, das einem Deutschen gehörte. Er fand dort an den Wänden die folgenden bemerkenswerten Sätze in der Hausordnung:

„Es ist verboten, die Ziegelsteine aus den Matratzen mitzunehmen.“

„Dreimaliges Klopfen bedeutet, daß ein Mord im Hotel begangen worden ist.“

„Wenn es durch die Decke regnet, werden die Gäste gebeten, die unter den Betten liegenden Regenschirme zu benutzen.“

„Reisende, die mit den Stiefeln zu Bett gehen, müssen ein Strafgeld bezahlen.“

„Bei zufälligem Mangel an Servietten werden die Gäste gebeten, sich an den Tischtüchern zu reinigen.“

Irren ist menschlich.

„Sie halten mich wohl für ein Kamel?“

„Nein, aber ich kann mich irren!“

Selbsterkenntnis.

Im Geschäft darf außer dem Chef keiner rauchen. Der Lehrling hat geraucht. Katastrophe: „Du verdammter Lausejunge, hältst dich wohl für den Chef, he, dumm genug bist du dazu!“

Allerlei von Weinhändlern.

Kunde (zum Weinhändler): „Der Wein, den Sie mir gestern verkauften, ist zu einem bestimmten Familienfeste besonders geeignet.“

Händler: „Ach, was Sie sagen. Zu welchem denn?“

Kunde: „Zur Taufe.“

*

Weinhändler: „Sehen Sie, bei einem so großen Geschäft, wie meinem, ist die Hauptsache, daß man die Leitung fest in der Hand hat.“

*

Der Weinhändler Streckebach kam zum Sterben. Da versammelte er seine Söhne um sein Lager und sagte: „Bevor ich von hinnen gehe, muß ich euch noch ein wichtiges Geschäftsgeheimnis mitteilen, dem ich in meiner langen Praxis auf die Spur gekommen bin: Man kann aus Trauben auch Wein machen!“

*

Lehmann: „Ihr Weinhändler seid doch nur zum Unsegen auf der Welt. Mein Schwiegersohn trinkt wahnsinnig und macht seine ganze Familie unglücklich.“

Weinhändler: „Freund, schick mir den Mann her! Ich will ihm im Vertrauen etwas sagen — und er wird nicht mehr trinken.“

Englische Gerichte schützen die Sklaverei

Sklavenverleiher im Sudan. — Zwangsarbeit in portugiesischen und französischen Kolonien. — Was den Negern die Zivilisation gebracht hat.

Die schwarze Rasse, die seit etwa 500 Jahren von allen andersfarbigen Völkern unterdrückt worden ist, scheint in der letzten Zeit aus ihrem Schlummer zu erwachen, und Afrika, das heute mit Ausnahme der beiden unabhängigen Staaten Abessinien und Liberia ausschließlich Kolonialland ist, steht nach der Ansicht guter Kolonialkenner vor einer Reihe aufrührerischer Erhebungen. Vor dem Krieg hat man diesem riesigen Erdteil, von dem man allzu wenig wußte, nur verhältnismäßig geringe Beachtung geschenkt. Aber in den letzten Jahren ist ein breiter Strom europäischen und amerikanischen Kapitals nach Afrika geflossen, um seine Mineralschätze und seine landwirtschaftlichen Reichtümer dem Abendland zu erschließen. Es hat den Anschein, daß die abendländischen Völker ihre koloniale Aktivität nun tatsächlich aus Asien nach Afrika verlegen, nachdem ihnen Amerika und Australien für ihre kolonialen Experimente schon früher verlorengegangen sind.

Diese Entwicklung, die der schwarzen Rasse vielleicht manchen zivilisatorischen Vorteil hätte bringen können, hat den Negern nur geschadet. In den Jahren 1885 und 1890 wurden zwar in Berlin und in Brüssel internationale Uebereinkommen zur Abschaffung der Sklaverei getroffen, aber nicht einmal dieses Segens der Zivilisation sind die Neger restlos teilhaft geworden. Als im Jahre 1923 Abessinien, das heute unter englisch-italienischer Vormundschaft steht, in den Völkerbund eintrat, wurde damit in Genf die Frage der Sklaverei wieder aufgerollt, da in Abessinien, wie jedermann wußte, die Leibeigenschaft noch fortbesteht. Was man aber nicht wußte, war die Tatsache, daß auch in den englischen, französischen und portugiesischen Kolonien die Unsitte nicht ausgerottet worden ist, Sklaven zu halten und Sklaven zu handeln. Eine Studienkommission wurde in Genf eingesetzt, und im Jahre 1926 billigte der Völkerbund eine Resolution, deren Artikel 5 ungefähr besagt, daß die in Afrika noch bestehende Zwangsarbeit abgeschafft werden müsse, weil sie

von der Sklaverei kaum zu unterscheiden

sei. Nur für Arbeiten, die im öffentlichen Interesse liegen, wurden Ausnahmen zugestanden. Schon vorher war im Vertrag von Versailles, und zwar in dessen Artikel 22, festgesetzt worden, daß in den früheren deutschen Kolonien, den sog. Mandatgebieten, keine Zwangsarbeit geduldet werden könnte, es sei denn für öffentliche Arbeiten, aber auch dann müßten die Eingeborenen bezahlt werden. Die Mandatmächte wurden verpflichtet, alle Neger durch Ueberwachung der Arbeitsverträge und der Art, wie die Arbeiter angeworben würden, vor Uebervorteilung zu schützen.

Was diese internationalen Uebereinkommen den Negern wirklich genutzt haben, mag man ermessen, wenn man ein Urteil des höchsten Gerichtes der englischen Kolonie Sierra Leone liest. Das Gericht hat nämlich kürzlich zwei Sklavenhalter freigesprochen, die einige entlaufene Sklaven mit Gewalt zurückgeholt hatten. Als im Jahre 1896 Sierra Leone zum Protektoratsgebiet erklärt wurde, stellte eine Proklamation die Sklaverei als ungesetzlichen Eingriff in die Persönlichkeitsrechte jedes Menschen hin. Doch wollte man die Besitzer der Sklaven nicht enteignen und erlaubte ihnen, die damals versklavten Menschen bis zu deren Tode als Leibeigene zu behalten. Die tatsächliche Praxis entwickelte sich nun aber dahin, daß im wesentlichen überhaupt nichts geändert wurde; nach wie vor konnten Sklaven aus dem Innern Afrikas gekauft und verkauft werden. Ist es schon erschreckend, daß eine europäische Kulturmacht diese Zustände stillschweigend duldet, so ist es doch fast unglaublich, daß sie nun von einem hohen englischen Gericht ausdrücklich gebilligt worden sind. Aber nicht nur in Sierra Leone gibt es heute noch Sklaverei. J. L. Maffey, der englische Generalgouverneur des Sudan-Gebietes hat zwar soeben in einem Bericht an den Völkerbund erklärt, daß die Sklaverei im Absterben begriffen sei, aber doch immerhin zugegeben, daß in dem ihm unterstellten Land noch immer zahlreiche Sklaven gehalten werden. In den Gebieten von Kordofan und Kassala, die ebenfalls dem Generalgouverneur Maffey unterstehen, benutzt der Sklavenbesitzer seine Leibeigenen nicht nur für seine eigenen Zwecke, sondern

er verleiht sie auch gegen Entgelt

an andere Personen, etwa wie man in anderen Ländern Pferde oder Esel vermietet. Man kann sich leicht denken, daß diese verliehenen Sklaven noch weit schlechter behandelt werden als die Leibeigenen, die im Hause des Herrn leben; denn der eigene Besitzer wird natürlich seine wertvollen Arbeitskräfte nicht verfallen lassen wollen, während es dem Sklavenmieter nur darauf ankommt, eine möglichst hohe Arbeitsleistung aus diesen zum Tier erniedrigten Menschen herauszupressen.

In anderen Kolonien hat die Sklaverei nur den Namen gewechselt. Man nennt sie jetzt Zwangsarbeit und nötigt die Neger, bei geringem Lohn gegen ihren Willen schwerste Arbeiten zu verrichten. Ganz offiziell hat bisher nur die portugiesische Regierung die Eingeborenen gezwungen, solche Fronarbeiten auch für private Unternehmer zu leisten. Um den Forderungen des Völkerbundes zu genügen, ist nun am 23. Oktober 1926 in Portugiesisch-Angola bekanntgegeben worden, daß Zwangsarbeit nur noch dann erlaubt ist, wenn sie für das öffentliche Wohl nicht entbehrt werden kann. Tatsächlich hat sich aber nichts geändert, und alle Arbeiten auf den Plantagen werden nun eben als unentbehrlich für das Gedeihen der Kolonie dargestellt. Auch in Französisch-Ostafrika müssen die Schwarzen nach Angaben, die der Neger Lamine Senghor auf dem „Brüsseler Kongreß der unterdrückten Völker" machte,

täglich zehn Stunden Zwangsarbeit verrichten,

wenn diese Arbeiten nach Ansicht der Kolonialregierung im öffentlichen Interesse liegen. Erwachsene Neger erhalten dafür 2 Franks, also 32 Pfennig, täglich, während Frauen und Kinder mit 1½ Franks zufrieden sein müssen.

Die europäische Zivilisation, die man den Negern ganz gegen ihren Willen gebracht hat, hat nicht nur die Lebensgewohnheiten der Zulus und Bantu, der Hottentotten und anderer Stämme zerstört, sie hat auch zur Entvölkerung Afrikas beigetragen. Die Sklaven, die man jetzt Zwangsarbeiter nennt und die in Arbeiterlagern untergebracht sind, erhalten schlechtes Essen und schlechte Unterkunft. Trotz aller ärztlichen Kunst, die den Negern ehemals unbekannt war, ist die Sterblichkeit größer als zuvor; denn die Zähigkeit der Negernatur hat unter den ungewohnten Lebensbedingungen nachgelassen, und mit den Europäern sind früher unbekannte Leiden, wie Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten, epidemisch aufgetreten. Die Schlafkrankheit, die früher lokal begrenzt auftrat und daher nur geringen Schaden anrichtete, hat weite Gebiete entvölkert. Die Stammesverfassungen der Neger sind zerstört, aber es konnte keine neue Autorität aufgerichtet werden, da das ungeheure Gebiet zu schwer zu verwalten ist. So kann man ohne weiteres sagen, daß Afrika heute ein Erdteil ist, der sich im Zustand der Anarchie befindet. Es ist eine Regel des internationalen Rechts, daß jede nachfolgende Regierung das Privateigentum auch im eroberten Land anerkennt. In Afrika hat man aber den Negern

ohne jede Entschädigung das Land, das sie durch Gewohnheitsrecht besaßen, fortgenommen

und die landlosen Eingeborenen durch große Organisationen, in Belgisch-Kongo zum Beispiel durch die „Arbeiterbörsen", als Zwangsarbeiter, richtiger gesagt: als Sklaven verhandelt. Neben diesen Uebeln, die mit der Zivilisation über den schwarzen Mann hereingebrochen sind, verschwindet die Alkoholfrage, die Verseuchung Afrikas mit Schnaps und Spirituosen, vollkommen. Es ist nicht zu verwundern, wenn unter der Führung der Negerintelligenz, die an nordamerikanischen Hochschulen studiert hat, eine pan-afrikanische Bewegung entstanden ist, die sich auch eine eigene Presse geschaffen hat. „Der schwarze Mann denkt schwarz", schreibt der „Gold Coast Leader", vom 17. Juli 1926, und schon mehren sich die Anzeichen dafür, daß die hundert Millionen afrikanischer Neger die Abschaffung der Sklaverei und der Zwangsarbeit von sich aus erzwingen werden, nachdem sie erst einmal mit der abendländischen Kultur in Berührung gekommen sind. Dr. Hermann Budzislawski.

Elternfreuden auf hoher See.

Es gibt viele Tricks, um Geld zu verdienen. Von einer wirklich originellen Methode berichtet der Kapitän eines großen Ozeandampfers. Der Mann, der sich erfolgreich damit versucht hat, war einer der armen Emigranten, die in der Neuen Welt ihr Glück suchen. Während einer Ueberfahrt nun geschah es, daß eine Frau aus der dritten Klasse einem kleinen Erdenbürger das Leben schenkte. Diese Begebenheit ist gewöhnlich die Veranlassung, unter den Passagieren erster und zweiter Klasse eine Sammlung zu veranstalten. Die Kollekte erbrachte in diesem Fall dem armen Elternpaar die recht ansehnliche Summe von einigen hundert Pfund.

Ein anderes Mal traf der Kapitän dasselbe Ehepaar, das ihm in der Erinnerung geblieben war auf einem Dampfer, der nach Europa fuhr. Kaum war der Dampfer auf offener See, als die junge Frau wieder ein Kind zur Welt brachte. Wieder wurde eine Sammlung veranstaltet. Der Kapitän glaubte an einen Zufall. Als sich aber derselbe Vorfall bei demselben Ehepaar ein drittes Mal ereignete, wurde der Kapitän stutzig. Er zog Erkundigungen ein und erfuhr, daß **das Ehepaar nicht weniger als elfmal die Reise von und nach Amerika gemacht hatte und dabei jedesmal mitten auf dem Ozean mit einem Kind gesegnet wurde. Die Entbindung auf dem Ozean scheint ein gutes Geschäft zu sein!**

Eröffnung einer belgischen Funkstation. In Anwesenheit der Minister Jaspar und Anseele wurde in Ruysselede eine Funkstation dem Betriebe übergeben, deren besonderer Zweck die Herstellung der Verbindungen mit dem Kongo und mit Amerika ist.

Ein neuer Streit um den Krebs.

Für und wider die Ansteckungsgefahr. — Die geerbten Pfeifen.

Im Gegensatz zu der in ärztlichen Kreisen allgemein herrschenden Meinung, daß der Krebs durch Ansteckung nicht übertragbar ist, vertritt der englische Arzt Dr. J. McLeod in einem an das „British Medical Journal" gerichteten Schreiben die bemerkenswerte Ansicht, daß der Krebs ansteckend sei. Zur Begründung führt Dr. J. McLeod an, daß drei Herren, die stets vollständig gesund gewesen waren, an Krebs erkrankten, nachdem sie von einem Freund Pfeifen zum Geschenk erhalten hatten, die dieser nur ein- oder zweimal geraucht hatte. X. war dann am Krebs erkrankt und gestorben, und im Verlaufe der nächsten zwei Jahre starben die drei von ihm beschenkten Freunde ebenfalls an derselben Krankheit.

„Herr X. war ein leidenschaftlicher Pfeifenraucher und pflegte innerhalb weniger Wochen regelmäßig seinen Pfeifenbestand zu erneuern", schreibt Dr. McLeod. „Er stand mit den drei Herren A, B und C in Geschäftsverbindung und

nahm keinen Anstoß, jedem der Herren eine der Pfeifen zu schenken,

die er selbst nur ein- oder zweimal [illegible] hatte. Er hatte natürlich keine Ahnung von seiner Erkrankung und wußte deshalb nicht, daß er bereits am Magenkrebs litt, als er sich noch ziemlich gesund fühlte. Die Folgen dieses Geschenkes waren verhängnisvoll, denn A starb am Zungenkrebs, B am Magenkrebs und C am Darmkrebs."

In Londoner Aerztekreisen steht man diesen Angaben durchaus skeptisch gegenüber. Wie ein hervorragender Spezialist dem Berichterstatter eines Londoner Blattes erklärte, würden sich damit der Krebsforschung ganz neue Wege eröffnen. „Wir können", so sagte der Gelehrte, „Krebs von einem Tier auf das andere, durch Ueberpflanzung der Geschwülste übertragen, aber bisher hat sich beispielsweise noch nie eine Maus infiziert, die einen Gegenstand, an dem eine krebskranke Maus genagt hatte, ihrerseits benagte. Wiederholt hat man auch feststellen können, daß ein an Lippenkrebs leidender Mann seine Frau nicht ansteckte, obwohl er sie wiederholt küßte."

Die Angst vor der Hausnummer 13.

Eine abergläubische Kaufmannsfrau.

Aus geschäftlichen Gründen, vor allem aber von seiner abergläubischen Gattin beeinflußt, hatte sich ein Londoner Kaufmann an den Stadtrat mit dem Ersuchen gewandt, bei der Umnummerierung der Häuser seiner Straße seinem Hause nicht die fortlaufende Nummer 13, sondern die Nummer 12a zu geben. Der Stadtrat hat das Ersuchen abgelehnt, da auf die abergläubischen Wünsche der Bewohner keine Rücksicht genommen werden könne. Dabei wurde bekannt, daß ähnliche Gesuche, bei der Nummerierung die Zahl 13 zu überspringen, schon früher öfters an die Stadtverwaltung gelangt sind.

Spritschmuggel in der Lübecker Bucht. Die Zollfahndungsstellen Kiel und Lübeck konnten in der Lübecker Bucht einem neuen Spritschmuggel auf die Spur kommen. Die Persönlichkeiten der Schmuggler waren den Behörden seit langem bekannt. 3000 Liter Sprit wurden beschlagnahmt.

30 000 Menschen, die unterirdisch leben.

Ein englischer Geograph bei den Troglodyten der Wüste. — Menschliche Maulwürfe. — Eine Stadt, die nur drei Gebäude hat.

Wenn man von der Stätte, wo das alte Karthago lag, in südlicher Richtung etwa 300 Meilen ins Innere des Landes eindringt, erreicht man die Höhenzüge des Matmata-Plateaus, wo über 30 000 Menschen in Wohnungen leben, die nichts weiter als in den Boden gegrabene Höhlen sind. Diese Menschen verbringen tatsächlich ihr ganzes Leben wie Maulwürfe unter der Erde; erst wenn sie sterben, werden sie an die Oberfläche heraufgebracht, um in flachen Gräbern bestattet zu werden. Die Höhlenbewohner sind Angehörige einer uralten Rasse, deren Geschichte älter ist als die der Araber in Nordafrika; ihr Ursprung verliert sich im Nebel der grauen Vorzeit. Vor 2000 Jahren führten sie als Nomaden ein Hirtenleben, bis die Heere der Römer nach der Unterwerfung Karthagos auch den Süden überfluteten und die friedlichen Nomaden zwangen, in den Felsenbergen Zuflucht zu suchen. Dort gruben sie sich in die Felsen ein und verstanden es, die Eingänge zu ihren neuen Wohnungen durch starke Bollwerke so zuverlässig zu sichern, daß sie Belagerung auf Belagerung überstanden, bis die Römerheere ihre Versuche als fruchtlos aufgaben und abzogen. Sie leben, wie Horace D. Ashton von der englischen Royal Geographical Society im „Scientific American" ausführt,

noch heute genau so, wie sie die römischen Eroberer verlassen haben,

denn dieser Notbehelf der Felsenwohnungen bietet die einzige mögliche Lösung des Wohnungsprolems in einem Lande, wo es tatsächlich kein Holz gibt. Diese in die Felsen eingegrabenen Wohnungen bilden ganze Städte, die bis zur Höhe von 30 Metern und darüber ansteigen. Die Straßen sind terrassenförmig, eine über der anderen angelegt, durch Treppenstufen verbunden und gipfeln in einer die höchste Felsspitze krönenden Zitadelle, dem „Ksar", der als sicherer Zufluchtsort in den zahlreichen Kriegen diente, die bis zur Einsetzung der französischen Schutzherrschaft über Tunis hier an der Tagesordnung waren. Die in den Felsenhöhlen wohnenden Stämme sind als die „Kletter-Troglodyten" bekannt; daneben gibt es aber auch innerhalb eines Umkreises von ein paar hundert Meilen mehrere Bezirke, wo andere, derselben Rasse angehörende Eingeborenenstämme leben. Ihre Wohnungen gleichen denen der „Kletter-Troglodyten" nur in der Form und in den Ausmaßen der Räume. In Ksar Medine und in der Zone von Foum Tathouine sowie in Guerca Oulad Dabet sind die Häuser auf ebener Erde gebaut; sie sehen wie Brotlaibe aus, die sich zu zahlreichen hufeisenförmigen Gebäudegruppen zusammenschließen, und die zuweilen

bis zu fünf oder sechs Häusern aufeinandergetürmt

sind. Diese Anordnung soll durch die Notwendigkeit bedingt sein, sich gegen die herumschweifenden Tuaregs zu schützen, die die friedlichen Hirten zu überfallen pflegen und ihre Vorräte plündern und selbst oft ihre Weiber als Beute wegführen.

60 Meilen westlich von Medenine liegt aber die eigenartigste aller Troglodytenstädte, die von Matmata. Diese absonderliche und primitave Siedlung bildet eine Klasse für sich. Die Bevölkerung scheint derselben Rasse wie die oben genannten Stämme anzugehören. Aber ihre Behausungen sind von denen der anderen doch grundverschieden. Es sind große Erdlöcher, von denen man das ganze Tal, soweit das Auge reicht, übersehen kann. Von allen Seiten durch niedrige Bergzüge eingeschlossen, über deren Gipfel die uralten Festungen und Zitadellen verteilt sind, erstreckt sich das Tal Matmata über 3 Quadratmeilen. Dem fremden Besucher bietet sich hier einer der merkwürdigsten Ausblicke, denn die ganze Talsohle ist mit den Trichtern umfangreicher, kreisförmiger Löcher und Höhlen bedeckt, die etwa 20 bis 25 Meter im Durchmesser zählen und über 10 Meter tief sind. In dem ganzen Tal sieht man nur drei wirkliche Gebäude, eine Schule, eine Moschee und einen Bazar, und auch diese Bauten sind erst in neuester Zeit von den Franzosen aufgeführt worden. Man schätzt die Zahl

der in dem Tal unter der Erde lebenden Bevölkerung

auf 12 000 Köpfe. Den Zugang zu diesen unterirdischen Wohnungen bilden dunkle, unter der Erde hinziehende Tunnelschächte, die in einen kreisrunden Hofraum münden, der 10 Meter tief liegt. Rund um diesen Hof sind die Wohnräume der Troglodyten angeordnet. Es sind harmlose, gastfreundliche Menschen, die den Besucher herzlich willkommen heißen. Während Matmata und die Meedenine wie Foum Tathouine von dem in Südtunis gelegenen Gabes aus mit dem Automobil leicht erreicht bar sind, kann man zu den Städten der Kletter-Troglodyten nur auf dem Rücken von Mauleseln gelangen, da sie in unwirtlichen, zerklüfteten Bergen liegen, zu denen nur dem Maultier zugängliche Saumpfade hinaufführen.

Nikotin ist nicht giftig.

Methylalkohol im Tabak.

Bisher war es noch immer eine strittige Frage, auf welche in den Tabakblättern enthaltenen giftigen Substanzen die gesundheitsschädigenden Wirkungen, die der übertriebene Rauchgenuß für den Menschen mit sich bringt, zurückzuführen sein mögen. Das Nikotin, ein giftiges Alkaloid, das sich aus dem Tabak isolieren läßt, und ursprünglich als das schädliche Agens angesehen wurde, scheint nicht eine so überragende Rolle zu spielen. Hat sich doch gezeigt, daß der Nikotingehalt z. B. verschiedener Zigarrensorten in recht großen Grenzen schwanken kann. Man hat nun außer dem Nikotin eine Reihe anderer chemischer Körper, die beim Verbrennungsprozeß frei und vom Raucher inhaliert werden, für die Schädigung verantwortlich gemacht, und zwar besonders die Pyridine. Eine befriedigende Klärung hat aber die Frage nicht gefunden.

Die neuen Forschungen von Professor Neuberg (Berlin-Dahlem) und seinen Mitarbeitern haben in letzter Zeit, wie das „Acht-Uhr-Abendblatt" meldet, zu dem überraschenden Resultat geführt, daß vielleicht

der Methylalkohol der Giftstoff

ist, der die Gesundheitsstörungen beim Raucher, also die fälschlich sogenannte und wohl jedem Raucher bekannte „Nikotinvergiftung" hervorbringt.

Professor Neubergs Entdeckung lehrt nun, daß in den Tabakblättern Methylalkohol in der besonderen Form von Estern in dem Pektin, einem Bestandteil des Blattgerüstes, vorhanden ist. Je nach der Zubereitung des Tabaks bei dem Gärungsprozeß (Fermentation), dem die Blätter unterliegen, nimmt hierbei der Methylalkoholgehalt ab, am stärksten bei den Zigarrentabaken, wesentlich weniger bei Zigarettentabaken. Das wichtigste ist nun aber, daß bei der Verbrennung des Tabaks dieser Methylalkohol nicht etwa zerstört wird. In künstlichen Rauchversuchen, wobei der Tabaksrauch in flüssiger Luft aufgefangen wird, hat Professor Neuberg gefunden, daß der Methylalkohol in den Tabaksrauch übergeht. Der Raucher nimmt also kleine Mengen von Methylalkohol in sich auf, die im Mundspeichel in Lösung gehen und nur zum geringsten Teile wieder mit ausgeatmet werden können.

„Metropolis".

Das Schicksal einer Menschheit im Jahre 2000.

Zur bevorstehenden Aufführung im „Casino".

Wie der Stein gewordene Inbegriff der Stadt baut sich das Häusergebirge von Metropolis mächtig aufragend in den Himmel hinein. Und diese gewaltige Stadt, deren Häuser als gigantische Blöcke ineinander und übereinander getürmt sind, ist die Schöpfung eines einzigen — eines Mannes mit Namen Joh Fredersen (Alfred Abel), der inmitten von Metropolis den „Neuen Turm Babel" erbaut hat — als Zentrum der Stadt, des Verkehrs, der Arbeitsenergien.

In dem höchsten Raum des Turms laufen die Fäden des Weltgeschehens zusammen. Hier arbeitet Joh Fredersen als das lebendige unerschöpfliche und dabei unbeirrbare Hirn von Metropolis.

Um den kostbaren Boden der Riesenstadt nicht zu verschwenden, hat Fredersen indessen tief unter ihr das zehnte Weltwunder gebaut: die unterirdische Arbeiterstadt.

Aber so tief die Arbeiterstadt unter Metropolis liegt, so hoch über ihr erhebt sich ein strahlendes Häusergefüge, das den Namen „Haus der Söhne" trägt. In dieser Welt ewiger Heiterkeit, Gepflegtheit und genießerischer Spielerei leben die Söhne der Reichen von Metropolis das Leben ihrer schattenlosen Jugend, und als Fröhlichster, Schönster und Glücklichster von allen Freder (Gustav Froehlich), Joh Fredersens einziger Sohn.

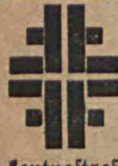
Auf der anderen Seite werden die Arbeiter der Unterstadt immer mehr zu seelenlosen Maschinen, beklagenswerten Arbeitstieren, deren Arme und Beine nur noch Bestandteile der eisernen Maschinen sind, die sie zu bedienen haben. Nur wenn Maria (Brigitte Helm) in den Katakomben von Metropolis ihr wundersames Evangelium predigt, wird das erstorbene Menschentum in ihnen wieder wach. Schlicht und einfach wie alle großen Dinge gipfelt dieses Evangelium in der Erkenntnis: „Mittler zwischen Hirn und Hand muß das Herz sein!" Auf der Suche nach Maria, die er durch Zufall gesehen, kommt Freder eines Tages in die Arbeiterstadt, wo ihn das Los seiner Menschenbrüder derart erschüttert, daß er sich entschließt, einer der ihren zu werden.

Es dauert nicht lange und Joh Fredersen erfährt von dem Einfluß Marias auf seinen Sohn. Der „Schmale" (Fritz Rasp), ein Typ von unvergeßlicher Prägung, halb Dämon, halb Spitzel und von allen Humoren der Hölle umweht, sucht Freders Spur aufzunehmen. Doch damit begnügt sich Joh Fredersen nicht. Er wendet sich an den Erfinder Rotwang (Rudolf Klein-Rogge), klagt diesem modernen Zauberer sein Leid und bittet ihn um seinen Beistand. Rotwangs längst erhoffte Gelegenheit, sich an Fredersen zu rächen, ist gekommen. Jahr um Jahr hat Rotwang nichts anderes getan, als an der Schaffung eines künstlichen Menschen zu arbeiten.

Hatte Rotwang jedoch bisher beabsichtigt, diesen nach dem Ebenbild Hels vorzunehmen, um sich in dem künftigen Menschen einen Ersatz für die Verlorene zu schaffen, so beschließt er jetzt, daß sein künstlicher Mensch der Lichtgestalt Marias gleichen, aber nicht wie sie Frieden und Versöhnung predigen solle, sondern Kampf und Zerstörung. Die Arbeiter sollen aufstehen gegen Joh Fredersen, seinen Reichtum vernichten und seine Stadt zerstören, — Freder aber, seines Todfeindes Sohn, soll zugrunde gehen an der Liebe zu Marias künstlicher Doppelgängerin. Rotwangs Plan gelingt.

Als die Arbeiter die Verwüstung sehen, die sie angerichtet haben, suchen sie nach Maria, um sich an ihr zu rächen. Ergriffen aber wird nicht die echte Maria, sondern ihre Doppelgängerin, der künstliche Mensch, der nun auf den Scheiterhaufen geschleppt und verbrannt wird. Maria selbst aber, die reine und gütige, rettet inzwischen mit Hilfe Freders und Josaphats die Kinder der Arbeiter. Ein furchtbarer Zweikampf mit Freder setzt Rotwangs Leben ein Ende.

Der tragische Kampf der gegnerischen Klassen ist zu Ende, — das Herz hat ihn entschiedrn. Metropolis, die Stadt der Zukunft, ist die Stadt des ewigen sozialen Friedens, — die Stadt der Städte, in der es keine Feindschaft, keinen Haß, sondern nur noch Liebe und Verständnis gibt.





Sonntag, den 23. Oktober.

Polen

Warschau 1111 m 10 kW 10.15 Gottesdienstübertragung von Posen; 12 Zeitzeichen, Luftschiffahrts- und Wetterbericht, Pressedienst; 12.15 Populäres Konzert; 14.10—15 Landwirtschaftliche Vorträge; 15 Wetterdienst; 15.15 Konzert; 17.20 Verschiedenes; 17.40 Literaturstunde; 18.30 Pressedienst; 18.45 Prof. Moscicki: „Geschichte des Königsschlosses ‚Wawel' zu Krakau"; 19.10 Prof. A. Janowski: „Polens Bevölkerung"; 19.35 F. Goetel: „Reykjavik"; 20.30 Abendkonzert; 22 Zeitzeichen, Polizeinachrichten, Luftschiffahrts- und Wetterbericht, Pressedienst, Sportnachrichten; 22.30 Tanzmusik.

Posen 280,4 m 1,5 kW 9.20—13 Uebertragung vom polnischen Stadtverwaltungskongreß zu Posen; 17.20 Verschiedenes; 18.30 Kinderstunde; 19.10—20.25 Vorträge; 20.25 Wetterdienst; 20.30 Konzert; 22 Zeitzeichen, Sportbericht; 22.20 Tanzmusik.

Krakau 422 m 1,5 kW 12 Zeitzeichen; 17.20 Verschiedenes; 19.10—20 Vortrag; 20 Glockenspiel von der Liebfrauenkirche, Sportnachrichten; 20.30 Französische Musik; 22.30 Konzert.

Ausland

Berlin 483,9 m 9 kW 9 Morgenfeier; 11.15 Konzert; 15.30 Funkheinzelmann; 16.30 Unterhaltungsmusik; 20.30 Konzert; 22.30 Tanzmusik.

Breslau 322,6 m 10 kW 11 Kath. Morgenfeier; 12 Suiten im alten Stil; 14.30 Märchenstunde; 16 Schallplattenkonzert; 17.45 Aus der Zeit des Belcanto; 19.30 Abendunterhaltung; 22.30 Tanzmusik.

Königswusterhausen 1250 m 18 kW 9—18 Uebertragung von Berlin; 18 Schach; 18.40 „Erblichkeitsforschung und Familie der Zukunft"; 19.40 „Die Tragik des Epigonentums"; 20 Uebertragung von Berlin.

Langenberg 468,8 m 60 kW 9 Kath. Morgenfeier; 13.10 Mittagskonzert; 14 Konzert; 16.45 Beethovens Klaviersonaten; 17.30 Vesperkonzert; 19.30 „Tiefland"; 21.15 Ausländische Musik.

Stuttgart 379,7 m 7 kW 12 Konzert; 16 Konzert; 20 Bunter Abend.

Hamburg 394,7 m 9 kW 20.30 Tänze der Völker.

München 535,7 m 12 kW 11 IX. Sinfonie; 19.45 Amor-Quartett; 21 „Mit dem Feuer spielen".

Leipzig 365,8 m 9 kW 11 Julius-Otto-Bund; 20.15 Leipziger Komponisten.

Frankfurt 428,9 m 10 kW 19.30 „Jonny spielt auf".

Wien 517,2 m 28 kW 10.15 Chorvorträge; 11 Konzert; 15.30 Nachmittagskonzert; 17 Reisevorträge; 18 „Die Meistersinger von Nürnberg".

Moskau, Komintern 1450 m 12 kW 14 Konzert; 19 Konzert; 20.45 Konzert.

Rom 449 m 3 kW 20.45 „Werther.

Montag den 24. Oktober.

Polen

Warschau 12 Zeitzeichen, Luftschiffahrts-, Wetter- und Pressedienst; 15 Wetter- und Wirtschaftsbericht, Pressedienst; 16 Schulinspektor Stypinski: „Pflichten der Lehrer gegenüber der Regierung"; 16.25 Bekanntmachungen; 16.40 Vortrag; 17.05 Pressedienst; 17.20 Medizinisch-hygienischer Vortrag; 17.45 Jugend- und Kinderstunde; 18.15 Tanzmusik; 19 Landwirtschaftsbericht; 19.15 Verschiedenes; 19.35 Französisch für Anfänger; 20.30 Kammermusik; 22 Bekanntmachungen, Zeitzeichen, Luftschiffahrts- und Wetternachrichten, Pressedienst, Sportnachrichten.

Posen 12.45—14 Militärorchesterkonzert; 13 Landwirtschafts- und Handelskurse; 14 Börsenkurse; 17 Vortrag; 17.45 Konzert; 19 Verschiedenes; 19.10 Französische Plauderei; 19.35 Wirtschaftsbericht; 19.55 Vortrag; 20.25 Wetterdienst; 20.30 Abendkonzert; 22 Zeitzeichen, Luftschiffahrtsbericht; 22.30 Tanzmusik.

Krakau 12 Wetterbericht, Zeitzeichen; 19.15 Verschiedenes; 19.35—20 Vortrag; 20 Glockenspielübertragung; Sportnachrichten.

Ausland

Berlin 16.30 Novellen; 17 Unterhaltungsmusik; 20.30 Gesang. 21 Stunde der Lebenden; 22.30 Tänze mit Gesang.

Breslau 16.30 Konzert; 18.50 Elternstunde; 20.30 Unbekanntes von Joh. Strauß.

Königswusterhausen 15.40 „Kochanweisungen und Speisefolgen"; 17 „Deutsche Kultur des Mittelalters"; 18 „Frühmittelalterliche Musik in Deutschland"; 19.20 „Wirtschaftlichkeit im Betriebe"; 20.30 Uebertragung von Berlin.

Langenberg 13.10 Mittagskonzert; 17.30 Klavier-violinsonate; 21.15 Slawische Musik.

Stuttgart 20 Klavier-Abend Hubert Giesen; anschl. Gastspiel-Abend Oscar Ludwig Brand.

Königsberg 20.15 „Wer weint um Juckenack".

Leipzig 20.15 „Die heimliche Ehe".

Hamburg 16.15 „Philotas"; 20 Deutsche Volksmusik.

München 20 Das Klavier.

Wien 11 Vormittagskonzert; 16.15 Nachmittagskonzert; 17.30 Jugendstunde; 20.05 „Aus der Zopfzeit".

Moskau, Komintern 19.30 Konzert.

Rom 20.45 Instrumentalkonzert.

London 20.35 Kammermusik.

Radio-Paris 20.30 „Die Chinareise".

Kirchlicher Anzeiger.

Trinitatis-Kirche. Sonntag, ½10 Uhr vormittags: Beichte, 10 Uhr: Hauptgottesdienst nebst hl. Abendmahl — Pastor-Vikar Frischke; mittags 12 Uhr: Gottesdienst nebst hl. Abendmahlsfeier in polnischer Sprache — P. Schedler; nachm. ½3 Uhr: Kindergottesdienst; 6 Uhr abends: Gottesdienst — P. Wannagat. Mittwoch, ½8 Uhr abends: Bibelstunde — P. Schedler.

Armenhauskapelle, Narutowiczstr. 60. Sonntag, ½10 vorm. 10 Uhr: Gottesdienst — P. Wannagat.

Jungfrauenheim, Konstantiner 40. Sonntag, ½5 nachm.: Versammlung der Jungfrauen — Pastor-Vikar Frischke.

Jünglingsverein, Kilinski-Straße 83. Sonntag, abends ½8 Uhr: Versammlung der Jünglinge — P. Schedler.

Kantorat, Sierakowskiego 3. Donnerstag, abends ½8 Uhr: Bibelstunde — P. Wannagat.

Kantorat, Baluty, Zawiszy 39. Donnerstag, abends ½8 Uhr: Bibelstunde — Pastor-Vikar Frischke.

Die Amtswoche hat Herr P. Schedler.

Missionsfest in der St. Trinitatiskirche.

In der ersten Novemberwoche soll ein Missionsfest in der evang.-luth. St. Trinitatiskirche gefeiert werden. Ihr Erscheinen haben einige fremde Herren Pastoren zugesagt. Der einleitende Gottesdienst findet bereits am Reformationsabend, den 31. Oktober, statt. Die Hauptfeier folgt darauf am 1. November.

Lichtbildervortrag.

Morgen, Montag, um 8 Uhr abends, hält Unterzeichneter im neuen Bethaus in Zubardz an der Sierakowskiegostr. 3 einen Lichtbildervortrag „Die Wunder des Sternenhimmels". Die werten Glaubensgenossen ladet hierzu freundlichst ein Pastor G. Schedler.

Pabianice vor Neuwahlen.

Die Sozialisten aus dem Stadtrat ausgetreten. — Mißwirtschaft und Obstruktion.

Am 20. Oktober d. J. haben die Mitglieder der beiden sozialistischen Fraktionen ihren Rücktritt aus dem Stadtrat erklärt. Da nur noch die Mitglieder der Nationalen Arbeiterpartei, 2 Juden und 1 Vertreter der Hausbesitzer im Stadtrat verblieben sind, ist nicht nur die Dekomplettierung des Stadtrates, sondern eine absolute Arbeitsunfähigkeit eingetreten. Es wird somit nichts anderes übrig bleiben, als Neuwahlen anzuordnen und den Wählern das Urteil über die Stadtwirtschaft zu überlassen. Die Sozialisten haben dem Präsidium des Stadtrates eine Erklärung überreicht, in der sie ihren Rücktritt als Folge der Obstruktion der Nationalen Arbeiterpartei bezeichnen.

Wie wird gegen Mißbräuche gekämpft.

Im Juni dieses Jahres hat die Polnische Sozialistische Partei ihren Schöffen im Pabianicer Magistrat zurückgezogen. An dessen Stelle trat F. Janowski. Bald wurde es laut, daß Pluskowski Unregelmäßigkeiten begangen haben soll. Der Schöffe der deutschen Sozialistischen Arbeitspartei, Herter, intervenierte beim Stadtpräsidenten Jankowski und dieser bestätigte, daß Pluskowski siebzehntausend Zloty dem Magistrat schulde. Diesen Betrag entnahm Pluskowski der Magistratskasse in Form von Vorschüssen sich in Beträgen, die er zu verschiedenen Zeitpunkten erhalten, jedoch der Stadtkasse nicht eingezahlt hatte. Der Stadtpräsident versicherte, daß er von diesen Dingen nichts wußte, doch muß dies angezweifelt werden, da Pluskowski alle diese Beträge mit Wissen der Buchhaltung und des Kassierers der Stadtkasse entnommen oder zurückgehalten hat. Auch der Vizepräsident Skowronski sollte von diesen Mißbräuchen gewußt haben, denn die drei Genannten, also der Stadtpräsident, der Vizepräsident und Pluskowski haben Gelder auf Zettel genommen, obwohl ein Magistratsbeschluß besteht, der durch den Schöffen Herter (D. S. A. P.) durchgeführt wurde, wonach Auszahlungen nur auf Grund von Anweisungen geschehen dürfen. Als Schöffe Herter in der Kasse anfragte, ob dieser Beschluß eingehalten werde, wurde ihm erklärt, daß alles in Ordnung sei.

Anonyme Briefe, Revision, Verhaftung.

Nicht in öffentlicher Form, wie es Bürgern und ihren Vertretern geziemt, sind diese Verfehlungen zutage getreten. Die Gerichtsbehörde hat von den Mißständen in Pabianice durch ein anonymes Schreiben Wind bekommen und eine Revision veranlaßt. Da erwies es sich, daß der Stadtpräsident und der Vizepräsident nicht ohne Schuld waren. Nur ihrer Mitschuld wird es zugeschrieben, daß Pluskowski seine Verfehlungen so lange geheimgehalten konnte. Bei der Revision fand man eine Rechnung für Straßenpflasterung, die den vom Magistrat ausgeworfenen Betrag um siebentausend Zloty überstieg. Statt nur die Arbeitslöhne um fünfundzwanzig Prozent höher einzurechnen, wurde die ganze Rechnung als auch Materialien erhöht. Es ist dies auf Veranlassung des Stadtpräsidenten durch den Stadtarchitekten geschehen. Auch der Vizepräsident Skowronski, der der Bauabteilung vorstand, hat diese Rechnung mitgezeichnet. Ferner wurden den Bauunternehmern unbegründete Vorschüsse ausgezahlt. Die Revision ergab weiter, daß ein Beamter (Parteigenosse des Vizepräsidenten, also ein N.P.R.-Mann) siebenhundert Zloty veruntreut hat, die er als Gebühren für Geburtsakte, Trauakte und Auszüge aus den Einwohnerlisten seit dem Jahre 1925 vereinnahmt hatte. Der Leiter der Abteilung der bereits, genannte Vizepräsident, will davon nichts gewußt haben. Infolge dieser Untersuchung wurde Schöffe Pluskowski verhaftet.

Kampf gegen Mißbräuche. Parteimache der N. P. R. Amtsniederlegung.

Als die Vertreter der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei und der Polnischen Sozialistischen Partei vom Stand der Dinge Kenntnis erhalten hatten, beschlossen sie, den Stadtpräsidenten sowie den Vizepräsidenten zur Niederlegung ihrer Aemter aufzufordern. Die Nationale Arbeiterpartei begann aber ihr Spiel, ähnlich wie in Lodz. Sie versuchte alles nur Erdenkliche, um den Vizepräsidenten Skowronski, der ihr Mann ist, rein zu waschen. Der Stadtrat hat dem Präsidenten das Mißtrauen ausgesprochen und er trat zurück. Der Vizepräsident der N. P. R. trat nicht zurück, sondern mußte von der Wojewodschaft zur Niederlegung des Mandats gezwungen werden. Diese Maßnahme erfolgte auf Grund der Forderung der Vertreter der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei und der P. P. S.

Die Sucht nach dem Regierungskommissar.

Bei dieser Lage der Dinge entstand plötzlich eine Opposition kurioser Art. Sie setzte sich zusammen aus den Vertretern der Hausbesitzer, der Nationaldemokraten, der Christlichen Demokraten, der Unabhängigen Sozialisten und der Orthodoxen Juden. Diese Opposition verspürte Mitleid zu dem Stadtpräsidenten, den sie als Opferlamm beweinte, obwohl sie von seinen Schiebungen gut unterrichtet war. Sie protestierte gegen das Mißtrauensvotum, welches den Präsidenten zum Rücktritt gezwungen hatte, und trat unter Protest aus dem Stadtrat aus. Dennoch war im Stadtrat eine arbeitsfähige genügendstarke Vertretung verblieben. Es war damit die Möglichkeit gegeben, die begonnenen Arbeiten: eine Elektrizitätsanlage, Brückenbau, ein Haus für Obdachlose und vieles andere zu Ende führen zu können. Die oben erwähnte Opposition, welche die Zerschlagung der städtischen Selbstverwaltung und die Einsetzung eines Regierungskommissars sehnlichst wünschte, konnte heimgeschickt werden. Die Stadtwirtschaft konnte durch das klare und energische Auftreten der deutschen und polnischen Sozialisten einer raschen Gesundung zugeführt werden wenn... Ja was war denn dieses wenn?...

Das falsche Spiel der N. P. R.

Auf diese Gesundung der Stadtwirtschaft wurde nun hingearbeitet. Um dieser Gesundung freie Bahn zu schaffen, haben die Vertreter der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei und der P. P. S. im Magistrat ihre Aemter niedergelegt. Es sollte ein neuer Magistrat aus freier Wahl der Stadtverordneten geschaffen werden, nur der Schöffe Szymanowicz wollte nicht zurücktreten, obwohl seine Fraktion, die Hausbesitzer, aus dem Stadtrat ausgetreten war. Bemerkenswert ist noch, daß die Hausbesitzer bei Anfang der Kadenz erklärten, daß sie für ihn keine Verantwortung übernehmen. Der „gute“ Mann ist nahezu Analphabet. Nachdem auf Vorschlag der Wojewodschaft Herr Gacki aus Lodz zum Stadtpräsidenten gewählt wurde, schritt man zur Wahl des Magistrats. Nun stellte die N. P. R. die Forderung auf zwei Magistratsmitglieder. Um ihr entgegenzukommen, versprach man ihr diese zwei Sitze, sobald Szymanowicz seines Amtes enthoben wird. Die N.P.R. blieb aber hart auf ihrem Standpunkt. Drei Sitzungen des Stadtrats führten zu keinem Ergebnis. Die N.P.R. verlangte endlich, daß der Schöffe Sulej nicht mehr zum Schöffen gewählt werde, obwohl er im Magistrat gut gearbeitet hat und sich des besten Leumunds erfreut. Es sollte also nach Willen der N. P. R. zu einer Kraftmeierprobe kommen, so daß wenn die Forderung der N. P. R. auf zwei Magistratsvertreter nicht angenommen werden sollte, der unbescholtene Schöffe Sulej dem Prestige dieser Partei geopfert werden müßte. Um das Maß voll zu machen, sollte seitens der N. P. R. der frühere Schöffe Piechota wiedergewählt werden, dem man von seiner Tätigkeit als Vizepräsident im früheren Magistrat Schiebungen vorwirft. Die N. P. R. führte nun eine Obstruktion und trieb diese Obstruktion so weit, daß sie zur Sitzung des Stadtrates am 20. Oktober überhaupt nicht erschien.

Der demokratische Abschluß.

Die sozialistischen Vertreter im Stadtrat haben nun eingesehen, daß sie unter diesen Umständen die Verantwortung für die Stadt nicht länger tragen können, tragen dürfen. Sie traten zurück. Die Wähler sollen nun entscheiden, was sie für recht und gut halten. Wir können den Vertretern der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei im Pabianicer Stadtrat, sowie den polnischen Sozialisten nur zustimmen. Dieser Schritt war unbedingt der richtige. Sie griffen sofort ein, als sie von den Mißbräuchen in Kenntnis gesetzt wurden. Sie schifften die Schuldigen wie die Verdächtigen aus. Sie gaben sich alle redliche Mühe, die Stadtwirtschaft weiter zu führen, gesunden zu lassen. Die Verantwortung für die Zerschlagung der Stadtverwaltung in Pabianice trägt nun die Nationale Arbeiterpartei, die bewiesen hat, daß nicht das Wohl der Stadt, sondern kleinliche Parteiinteressen und kleinlicher Parteiegoismus für sie leitend, ausschlaggebend ist.

Von den Behörden erwarten wir, daß durch die rasche Ausschreibung von Neuwahlen den Bürgern die Möglichkeit gegeben wird, das Urteil über alle diese Vorgänge zu sprechen und die Stadtverwaltung neu aufzurichten.

Tagesneuigkeiten.

Gerüchte, nichts als Gerüchte.

Unter den Lodzer Presseagenturen ist eine wilde Jagd nach Nachrichten über die neue Magistratsbildung ausgebrochen. Jede hat das Neueste, das sich bei näherer Betrachtung als Bluff herausstellt. Der Zweck wird aber erreicht, die Zeitungen fallen herein und die Leser werden in Spannung gehalten. Die „Lodzer Volkszeitung“ hält es unter ihrer Würde, den Lesern Nachrichten aufzutischen, die sich die Herren Reporter aus den Fingern saugen. Alle Meldungen, die bisher in den Lodzer Zeitungen erschienen sind, sind nichts weiter als Vermutungen, Kombinationen oder auch nur Versuchsballons.

So werden beispielsweise die heutigen Lodzer Zeitungen eine Meldung der (!) Agentur bringen, in der es heißt, „daß sich die Sozialisten über die Besetzung der Magistratsposten ebenfalls schon schlüssig geworden seien. Als Stadtratvorsitzender wird Rechtsanwalt Kempner und als Vizevorsitzender Jng. Holzgräber genannt. Als Stadtpräsident soll Abg. Ziemiencki und für die übrigen Posten die Herren Rapalski, Kuk usw. kandidieren“.

Davon, „daß sich die Sozialisten über die Besetzung der Magistratsposten bereits schlüssig geworden seien,“ — wissen die beteiligten Parteien selbst nichts, denn Besprechungen in dieser Frage hat bisher überhaupt noch nicht stattgefunden. Wohl hat im Lokale des Bezirkskomitees der P. P. S. eine Konferenz der Vertreter der D. S. A. P., der P. P. S., des „Bund“, der „Poalej-Zion“ und der unabhängigen Sozialisten stattgefunden, doch wurden nur über die Möglichkeiten eines gemeinsamen Vorgehens im neuen Stadtrat gesprochen. Von der Besetzung des Magistrats und Nennung von Kandidaten kann dennoch keine Rede sein. Die Herren Reporter haben nur etwas läuten gehört...

Die gleiche Presseagentur will weiter wissen, „daß die Christliche Demokratie (6 Mandate) einen Schöffenposten haben will und die Kandidatur des bisherigen Schöffen Kulamowicz aufzustellen gedenkt.

Es heißt dann weiter: „Auf einen Schöffen erhebt auch die Grohmann-Gruppe Anspruch, die bei ihren Bemühungen auf die Unterstützung anderer Franktionen rechnet. Die Fraktion der Hausbesitzer der Vorstädte verhandelt mit den Christlichen Demokraten, deren Kandidaten sie unterstützen will, falls sie mit der Bildung eines christlichen Blockes (Was soll dies wohl sein? d. Red) einverstanden ist. Was die jüdischen bürgerlichen Fraktionen anbelangt, so haben diese den Stadtverordneten Bialer als Kandidaten für einen Schöffenposten aufgestellt, wobei sie auf die Unterstützung der Zionisten und der unparteiischen Juden rechnen. Die übrigen Fraktionen haben sich über ihre Absichten noch nicht ausgesprochen. Was nun die Nichtsozialisten betrifft, so haben sie für die Posten des Stadtratvorsitzenden und -vizevorsitzenden die Herren Dir. Wolczynski und Dr. Fichna in Erwägung gezogen.“

Daraus klug zu werden, ist wirklich keine einfache Sache, denn im Grunde genommen ist dies nichts weiter als eine billige Schaumschlägerei, um so mehr, da doch gerade die Führer der einzelnen Parteien nicht in Lodz weilen. Erst nach ihrer Rückkehr von der Städtetagung in Posen kann ernstlich an interfraktionelle Besprechungen gedacht werden. *

Statt 75 nur 74 Stadtverordnete?

Die Liste 10 (Unabhängige Sozialisten) erhielt bekanntlich nur ein Mandat. Gewählt wurde Martynowski. Da Martynowski Magistratsbeamter ist, so darf er nicht zugleich auch das Amt eines Stadtverordneten ausüben. Ist somit damit zu rechnen, daß Martynowski auf sein Mandat verzichtet. Was dann? Die Liste hat, weil sie nur ein Mandat erhielt, keinen Vertreter. Der Stadtrat würde demnach statt 75 nur 74 Stadtverordnete zählen. Der Vertrauensmann der Liste 10 ist nun bemüht, zu erwirken, daß an Stelle von Martynowski Dr. Eiger in den Stadtrat einzieht.

Die Kommunisten zu den Stadtratwahlen.

Die Kommunisten haben einen Aufruf erlassen, in dem sie nachzuweisen versuchen, daß mehr als 50000 Stimmen für die kommunistische Liste abgegeben wurden. Zu Unrecht hätte man soviel Stimmen der Kommunisten für ungültig erklärt. (h)

Auszahlung der Unterstützungen an die erwerbslosen Angestellten. Morgen beginnt der Arbeitslosenfonds mit der Auszahlung der Unterstützungen an die stellungslosen Angestellten, deren Legitimationen die Nummern von 1—1600 tragen; die übrigen Erwerbslosen erhalten die Unterstützungen am Dienstag.

Der Streik der Kanalisationsarbeiter beendet. Gestern vormittag fand im Lokale der Bauarbeiterverbandes, Zamenhofstraße 17, eine Versammlung der streikenden Kanalisationsarbeiter statt. Nachdem die Vertreter des Verbandes Bericht über die geführten Lohnverhandlungen mit dem Magistrat erstatteten und zur Kenntnis brachten, daß sich der Magistrat mit einer 5prozentigen Gratifikation einverstanden erklärt, beschlossen die Versammelten, am Montag die Arbeit wieder aufzunehmen. (R)

Vom Arbeitsvermittlungsamt. Im Bereiche des Lodzer staatlichen Arbeitsvermittlungsamtes waren am 22. Oktober 19068 Arbeitslose registriert, davon kamen auf Lodz 14374, Pabianice 1190, Zdunska-Wola 331, Zgierz 1507, Tomaschow 1366, Konstantynow 182, Alexandrow 39, Ruda-Pabianicka 79. In der vergangenen Woche erhielten 7427 Arbeitslose Unterstützungen. In derselben Zeit verloren 590 Arbeiter ihre Beschäftigung, während 138 angestellt wurden. Das Amt verfügt über 61 freie Stellen für Arbeiter verschiedener Berufe.

Kontrollversammlungen der Reservisten. Montag, den 24. Oktober, haben sich die Reservisten (Kat. A, C und C I) der Jahrgänge 1901, 1899 und 1887 zu Kontrollversammlungen zu stellen, sowie die der Jahrgänge 1890 bis 1898, die in den Jahren 1925 und 1926 aus irgendwelchen Gründen sich zu den Kontrollversammlungen nicht gestellt haben. Es haben sich die Reservisten, die in den Kommissariaten 2, 3, 5, 8, 9 und 11 wohnen, zu stellen: Jahrgang 1887 (von L und Ł) im Lokale, Leszna 7/9, Jahrgang 1899 (H und Ch) im Lokale, Konstantynowska 62. Die Reservisten aus dem 7. Kommissariat, und zwar der Jahrgang 1887 (von R bis Z) im Lokale (Kaserne), Leszna Nr. 7/9, die Reservisten aus dem 4. Kommissariat, und zwar Jahrgang 1899 (von R bis Z) im Lokale (Kaserne), Konstantynowska 81. Die Kontrollversammlun-

gen beginnen Punkt 9 Uhr. Das Militärbüchlein sowie die Mobilisierungskarte sind mitzubringen.

Herr Direktor Landsberg muß danken. Der leitende Direktor der Akt.-Ges. J. K. Poznanski, Landsberg, tritt von seinem Posten zurück. Wie verlautet, mußte Landsberg wegen Meinungsverschiedenheiten mit dem Aufsichtsrat sein Amt niederlegen. Der Herr Direktor konnte in Lodz nicht Wurzel fassen. Schade ist dies nicht. Tränen werden ihm sicher nicht nachgeweint.

Gegen die böswilligen Bankrotte. Die Abteilung für Kreditschutz beim Verein Lodzer Kaufleute hat vor einiger Zeit energische Schritte unternommen, um von der Lemberger Firma S. Maiersohn und W. M. Richter die Summen zu erlangen, die die Firma Lodzer Kaufleuten schuldet. Das Angebot der Firma, mit 25 Prozent zu regulieren, wurde zunächst abgelehnt und gedroht, den Klageweg zu beschreiten. Daraufhin hat die Firma ein neues Angebot gemacht, das heute in einer Konferenz der Gläubiger besprochen werden soll. Es steht zu erwarten, daß die Lodzer Kaufleute zu ihrem Gelde kommen werden. (E)

Zur Entrichtung der Einkommensteuer. Am 1. November läuft die Frist ab, bis zu welcher die fällige Rate der Einkommensteuer für das laufende Jahr entrichtet sein muß. Der Verein Lodzer Kaufleute hat daher dem Präses der Finanzkammer ein Memorial überreicht, in dem die Lage auf dem Lodzer Markt geschildert und darauf hingewiesen wird, daß es den Kaufleuten unmöglich sein werde, die Steuer bis zu dieser Frist zu entrichten, da gegenwärtig eine Krisis im Großhandel herrsche. Die Kaufmannschaft bitte daher, die Finanzämter anzuweisen, auch Teilzahlungen bei 1 Prozent Verzugszinsen entgegenzunehmen. (E)

In dem Gymnasium der Elisabeth Orzeszkowa wurde eine kommunistische Jugendorganisation aufgedeckt. Die betreffenden Schüler wurden verhaftet und in das Untersuchungsgefängnis gebracht. Das Schulkuratorium hat den Standpunkt vertreten, daß die betreffenden Schüler aus der Schule entfernt werden müßten. Wojewode Jaszczolt war zuerst der Meinung, dieses Gymnasium zu schließen, doch ließ er sich überzeugen, daß die Leitung desselben durchaus keine Schuld an den Vorgängen in der Schule selbst trage. Am Montag, den 24. d. M., soll der Schulkurator Czapczynski vom Kommissar Weyer die offizielle Mitteilung von der Aufdeckung der kommunistischen Organisation in dem Gymnasium erhalten. Das Material wird vom Schulkuratorium an das Unterrichtsministerium gesandt werden, das die letzten Schritte in dieser Frage tun wird. (i)

Internationale Luftfahrt-Ausstellung. In Deutschland wird vom 7. bis 28. Oktober 1928 vom Reichsverband der Deutschen Luftfahrt-Industrie unter Mitwirkung des Ausstellungs-, Messe- und Fremdenverkehrs-Amtes der Stadt Berlin eine große Internationale Luftfahrt-Ausstellung veranstaltet. Die Ausstellung soll einen umfangreichen Ueberblick über die Entwicklung und den derzeitigen Stand der internationalen Handelsluftfahrt geben, und zwar von den Rohstoffen über die Halbfabrikate, Werkmaschinen, Werkzeuge bis zum fertigen Flugzeug und der Verwendung desselben im Luftverkehr, sowie als Post-, Reise-, Schul- und Spezialflugzeug. Es sind daher besondere Gruppen vorgesehen für die Luftfahrzeugbau-Industrie einschließlich der Motoren- und Ausrüstungs-Industrie, für den internationalen Luftverkehr mit Bodenorganisation, für die Ausbildung des Flugzeugführers sowie für Wissenschaft und Historik. Anfragen über die Ausstellung sind zu richten an die Geschäftsstelle der „ILA“ 1928, Berlin W 35, Blumeshof 17.

Sumpf. In der Slowianskastraße 20 wohnte der Arbeiter Stanislaw Urbanski mit Frau und dem 8 Jahre alten Töchterchen. Als vor einiger Zeit seine Frau eine Nacht bei Verwandten schlief, fiel er über das Kind her und vergewaltigte es. Am Schreien verhinderte er das Mädchen, indem er ihm den Mund zuhielt. Gegen Morgen erklärte ihm aber das Kind, daß es alles der Mutter erzählen werde. In der Furcht vor der Strafe, verließ Urbanski das Haus und begab sich nach Warschau. Anscheinend ging es ihm dort sehr schlecht, denn er versuchte vorgestern von einer Brücke in die Weichsel zu springen. Ein Polizist hinderte ihn daran. In seiner Verzweiflung bat er, man möchte ihn verhaften, da er seine 8 Jahre alte Tochter vergewaltigt habe. Urbanski wurde verhaftet. — Der in Lodz in der Franciszkanska wohnhafte Drahtbinder Ferdinand Gröning war im vorigen Jahr auf seiner Geschäftstour auch nach Turek zu einer gewissen Marie Erem gekommen, bei der er Arbeit fand. Solange er beschäftigt war, erhielt er im Hause auch Unterkunft. Eines Tages war er aber verschwunden und mit ihm die 7 Jahre alte Tochter der Erem. Erst nach zwei Tagen fand man das Kind auf der Chaussee tot vor. Es erwies sich, daß es zuerst vergewaltigt und dann mit einer Schere ermordet worden war. Nach längerer Zeit konnte Gröning in Lodz verhaftet und dem Kalischer Gericht überwiesen werden. Jetzt wurde er von diesem zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. (i)

Lebensmüde. In der Prusa-Straße 24 versuchte sich der dortselbst wohnhafte Julius Zellmer durch Zusichnahme von Jodtinktur das Leben zu nehmen. Ein herbeigerufener Arzt erteilte ihm die erste Hilfe, worauf der Lebensmüde nach dem Radogszczer Krankenhaus gebracht wurde. (R)

Gestern nachmittags erschien in der Konditorei von Gostomski ein junger Mann, der, nachdem er gegessen und getrunken hatte, sich nach der Toilette begab. Einige Minuten darauf wurden die Gäste in der Konditorei durch drei Schüsse alarmiert. Als man sich nach der Toilette begab, fand man den jungen Mann in einer Blutlache auf dem Boden liegend vor. Der Lebensmüde hatte drei Schüsse gegen sich abgefeuert, die die Lunge schwer verletzten, so daß an seinem Aufkommen gezweifelt wird. Ein herbeigerufener Arzt erteilte ihm die erste Hilfe und ließ den Schwerverletzten nach dem Poznanski-Spital bringen. Wie die Untersuchung ergab, handelte es sich um den Lodzer Stanislaw Lewkowicz, der zuletzt Redakteur in einer Zeitung in Zakopane war. Bei dem Lebensmüden wurden mehrere Liebesbriefe gefunden, so daß angenommen wird, daß eine Liebesaffäre ihm die Mordwaffe in die Hand drücken ließ.

Eine ganze Familie durch den Genuß von Pilzen vergiftet. In der Wapiennastraße 8 ereignete sich gestern eine Familientragödie, der die ganze Familie zum Opfer fiel. Frau Berta Reimann, 38 Jahre alt, hatte zum Mittagessen Pilze zubereitet. Kurze Zeit nach dem Mittagessen fühlten sich alle Angehörigen der Familie Reimann derart unwohl, daß ein Arzt der Krankenkasse herbeigerufen werden mußte, der bei allen Angehörigen schwere Vergiftungen feststellte. Alle vier, und zwar Otto Reimann, 49 Jahre alt, Frau Berta Reimann, ihr zehnjähriger Sohn Leo und die 12 Jahre alte Tochter Eugenie wurden in ein Krankenhaus gebracht, wo sie alle in bedenklichem Zustande darniederliegen. (R)

Der heutige Nachtdienst in den Apotheken: M. Epstein, Petrikauer 225, M. Bartoszewski, Petrikauer 95, M. Rosenblum, Cegielniana 12, Gorfeins Erben, Wschodnia 54, J. Koprowski, Nowomiejska 15. (R)

Kunst.

Das heutige Nachmittagskonzert. Heute spielt in der Philharmonie der Meister des Klaviers Alexander Michalowski und wird eine Reihe Meisterwerke von Chopin zu Gehör bringen. Außer diesem ausgezeichneten Künstler tritt die glänzende Deklamatorin Irena Ruszczycowna auf. Beginn des Konzerts um 4 Uhr nachmittags.

Das internationale Schachturnier in London.

London, 22. Oktober. In der achten Runde des Schachturniers erlitten alle Widersacher des führenden Dr. Tartakower Terraineinbußen. Am empfindlichsten vom Schicksal getroffen wurde Niemzowitsch, der gegen den in diesem Turnier ausgezeichnet disponierten jungen Engländer Winter die Waffen strecken mußte und nach dieser Niederlage für den ersten Preis wohl kaum noch in Betracht kommt. Dr. Tartakower hingegen verzeichnete gegen Yates einen neuen Sieg und hat wenigstens für den Augenblick einen Vorsprung von 1½ Zählern vor seinem Hauptkonkurrenten Marshall erlangt. Dadurch sind die Chancen Tartakowers auf den ersten Preis beträchtlich gestiegen.

Stand des Turniers: Dr. Tartakower 6½, Marshall 5 (1), Niemzowitsch 5, Dr. Vidmar 4½ (1), Reti 4 (1), Winter 4, Bogoljubow 3 (2), Colle 3 (1), Buerger und Yates je 2½ (1), Thomas 2½ und Fairhurst 1½.

Deutsche Sozialistische Arbeitspartei Polens

Lodz-Nord. Am Dienstag, den 25. l. M., 7 Uhr abends, findet eine Zusammenkunft aller Vorstandsmitglieder und der Vertrauensmänner statt. Wer noch Wahlblocks oder Wahlmarken besitzt, wird gebeten, diese zwecks Abrechnung unbedingt mitzubringen.

Lodz-Nord. Achtung, Liebhaber des Gesangs. Es wurde beschlossen, einen Männerchor ins Leben zu rufen. Es können sich jeden Mittwoch und Freitag im Parteilokale, Reiterstraße 13, von 7 Uhr abends ab, sangeslustige Männer einschreiben lassen. Es besitzen bereits alle Ortsgruppen einen Männerchor, nur die Ortsgruppe Lodz-Nord nicht. Auch wir wollen in dieser kulturellen Hinsicht nicht rückständig bleiben. Deshalb, wer die Möglichkeit hat, hinein in den Männerchor der Ortsgruppe Lodz-Nord!

Der Vorstand.

Jugendbund der D. S. A. P.

Lodz-Nord. Siegesfeier! Heute, Sonntag, den 23. Oktober, findet um 3 Uhr nachmittags im Parteilokale, Reiterstr. 13, die Siegesfeier vom Konstantynower Fünfkampf statt. Es werden alle Ortsgruppen zu dieser Feier höflichst eingeladen sowie diejenigen, die am Fünfkampf teilgenommen haben. Es gelangen 3 Preise zur Verteilung. Der erste und zweite an die Genossen aus der Ortsgruppe Lodz-Nord, der dritte an Lodz-Zentrum. Die Preise werden vom Hauptvorstand der D.S.A.P. überreicht werden. Besondere Einladungen werden nicht versandt.

Der Vorstand.

Schachsektion.

Die Schachspieler, die am Turnier teilnehmen und sich für die Fahrt nach Tomaschow eingeschrieben haben, aber nicht gefahren sind, werden aufgefordert, heute pünktlich zu erscheinen, um das Turnier fortzusetzen.

Achtung, Kinder!

Morgen, Montag, den 24. l. M., findet um 5 Uhr nachmittags im Parteilokale, Petrikauer 109, die Sprechchorprobe statt. Es ist eure Pflicht, pünktlich und zahlreich zu erscheinen.

Achtung, Sprechchorteilnehmer!

Morgen, Montag, den 24. l. M., wird um 7 Uhr abends für den Jugendtag geprobt. Unbedingt pünktliches und zahlreiches Erscheinen ist erforderlich, da um 8 Uhr die Gesangprobe stattfindet. Gleichzeitig wird die Angelegenheit der Kostüme besprochen werden. Es darf also niemand fehlen.

Gewerkschaftliches.

Verwaltungssitzung. Am Dienstag, den 25. Oktober, pünktlich um 7.30 Uhr abends, findet im Gewerkschaftslokale, Petrikauer 109, eine Sitzung der Verwaltung der Deutschen Abteilung des Textilarbeiterverbandes statt. Vollzähliges Erscheinen aller Mitglieder erforderlich.

Der Vorsitzende.

Verleger und verantwortlicher Schriftleiter: Otto L. Kal.
Druck: J. Baranowski, Lodz, Petrikauer 109.

Ortsgruppe Lodz-Nord

Der Vorstand der Ortsgruppe gibt hiermit bekannt, daß jeden Donnerstag von 6½ Uhr abends ab, im Lokale, Reiter-Straße 13, die Genossen vom Vorstand Auskunft in Krankenkassen-, Arbeitslosen-, Partei- und anderen Angelegenheiten erteilen sowie Mitgliedsbeiträge und Neueinschreibungen entgegennehmen.

Achtung, Tomaschow!

Die Dujourstunden bei der Ortsgruppe der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei in Tomaschow-Mazow. im Lokale, Mika-Straße Nr. 34.

Es empfangen:

Dienstags von 6—8 abends: Gen. Alfred Weggi und O. Rapke in Sachen des Gerichtswesens.

Donnerstags v. 6—8 abends: Gen. Ludwig Herman und Hugo Herman in Fragen öffentlicher Arbeiten; Gen. Schtark — Bücherausgabe.

Sonnabends v. 6—8 abends: Gen. Gustav Jek u. R. Ludwig in Sachen der Krankenkasse; Gen. Oswald Liedtke — Abrechnungen mit den Vertrauensmännern u. Arbeitslosenunterstützungen.